Allgemeine

Historische Taschenbibliothek

für

Jedermann.

Vier und zwanzigster Theil.

[1]

Geschichte des Papstthums.

Erstes Bändchen.

Dresden
P. G. Hilschersche Buchhandlung.
1828.

Geschichte

des

Papstthums.

Von

Dr. Ferdinand Philippi,

Großherz. Sächsisch. Hofrath.

Erstes Bändchen.

Dresden

P. G. Hilschersche Buchhandlung.

1828.

KOENIGL. BAYER. BIBLIOTHEK BAMBERG

Vorwort.

Dieser Entwurf einer Geschichte des Papstthums wird, wie sich ohne die Gabe der Weissagung vorhersehen läßt, eifrigen Protestanten zu katholisch, und umgekehrt strenggesinnten Katholiken zu protestantisch vorkommen; ein Tadel, den der Verfasser als ein verstecktes Lob deuten könnte, da er der festen unverhohlnen Ueberzeugung lebt, der Historiker dürfe als solcher schlechterdings keiner Partei huldigen. Es wird ihn auch nicht sonderlich kümmern, wenn man ihn deshalb einen Neutralen schelten sollte, und selbst den Scherznamen eines Utraquisten läßt er sich gefallen. Ueber diesen Punkt lohnt es nicht weiter der Mühe ein Wort zu verlieren. Mißlicher steht es mit dem Vorwurfe der unverhältnißmäßigen Ausdehnung. Hier folgen einige Entschuldigungsgründe. Die stille Vorbereitung, ich möchte sagen, die geheime

Empfängniß des römischen Primats, der sich später zum Erstaunen und Schrecken der Welt bis zum allgewaltigen Supremate entwickelte, ist und bleibt in einer Geschichte des Kirchenstaats natürlich das Hauptaugenmerk. Nun sind aber die ersten Zeichen jenes geistlichen Erhöhungsprocesses so dunkel und vieldeutig, dabei so abgerissen und verschwiegen, und doch auch wieder dem leisen, gleichsam verstohlnen Gange der Ereignisse so unverkennbar und unwiderstehlich eingedrückt, daß es eben so viel Anstrengung kostet, sie deutlich hervorzuheben als entschieden abzuläugnen. Wer das Letztere ausschließend zu seinem Geschäfte machen will, der gewinnt dadurch nichts weiter, als daß er sich mühsam das Recht erstreitet, die unbestimmten Spuren des römischen Primats in eine etwas spätere Zeit verlegen zu dürfen; es ist aber gar sehr die Frage, ob jener scheinbare Gewinn für die historische Erkenntniß nicht ein wirklicher Verlust ist; denn die genetische Erklärung des Geschehenen wird auf diesem Wege um so schwieriger, weil dann der Ursprung des römischen Uebergewichts, der nun einmal schlechthin zugegeben werden muß, gleichviel ob in diesem oder jenem Jahrhundert, ex abrupto eintritt. Will man aber auf der andern Seite bis auf die Urquelle zurückgehen, die allmählig zum Strome anschwoll, was an und für sich wohl das rathsamste Verfahren seyn dürfte; so muß man, da eine feste, vorgezeichnete, ununterbrochne Richtung fehlt, häufig Nebenwege einschlagen, um sich nothdürftig über

den ungewissen Standpunkt zu orientiren; wäre es auch nur, um sich die Unsicherheit desselben recht augenscheinlich zu beweisen. Diese Methode führt nothwendig zur Weitläufigkeit, da sie zum Ergreifen indirekter Mittel zwingt. So ist die Darstellung der kirchlichen Verfassungsform für die Erklärung des römischen Primats ein unentbehrlicher Prüfstein; wie sehr er den Umfang der Untersuchung erweitert, liegt am Tage. Auch die trockne Unfruchtbarkeit, welche auf dem Anfange des Papstthums lastet und den Geschichtschreiber oft zur Verzweiflung bringt, läßt sich nur durch gelegentliche Ausflüge in die Nachbarschaft einigermaßen vermindern; den fortdauernden Reiz eines selbstständigen Interesse wird und kann ihr auch die Kunst eines Meisters nicht verleihen. — Aus diesem Grunde ist denn auch Manches ausführlicher zur Sprache gekommen, als es sonst zu rechtfertigen seyn möchte. Es waltete indessen dabei noch eine andere Rücksicht vor; der römische Primat stützt sich zum Theil wesentlich auf den Inhalt und die Form des kirchlichen Glaubens; beide sind unzertrennlich mit einander verbunden, und wenn es jetzt auch vielen aufgeklärten Denkern möglich und selbst ersprießlich scheint, den Katholicismus vom Papstthume zu trennen; so unterliegt es doch nicht dem mindesten Zweifel, daß jener bis in die Periode seiner letzten Ausbildung mit diesem immer in nothwendiger Gemeinschaft und Wechselwirkung gestanden hat. Es dürfte daher nicht gerathen seyn, den innern

Zusammenhang der katholischen Lehre von der Entwickelung des Papstthums völlig auszuscheiden, besonders da dieses die reinste und vollkommenste Schutzwehr des Glaubens seyn will. — Die benutzten Quellen sind im Verlaufe der Erzählung gehörigen Ortes angedeutet worden. —

Geschichte des Kirchenstaats.

Erste Periode.

Allmählige Vorbereitung der päpstlichen Gewalt. Vom Anfange des ersten Jahrhunderts bis auf Kaiser Konstantin, der das Christenthum zur Staatsreligion erhob.

Die wichtige tiefgreifende Frage, die neuerlich von mehreren ausgezeichneten Köpfen aufgeworfen und untersucht worden ist: in welchem naturgemäßen Verhältniß nämlich Kirche und Staat auf einander bezogen und mit einander verwebt werden müssen, wenn die gesellschaftliche Verbindung feste Einheit, geordneten Zusammenhang und überhaupt gesundes Leben haben soll, hat in der Geschichte der päpstlichen Herrschaft, deren leitende Grundsätze man in ihrer Verbindung auch wohl das System der Hierarchie zu nennen pflegt, eine so merkwürdige und eigenthümliche Behandlung erfahren, daß insbesondere die ersten Spuren dieser in ihrer Art einzigen Entwickelungsform die Aufmerksamkeit nach mehreren Seiten in vollen Anspruch nehmen, für alle Zeiten wo christliche Wahrheit und Gesinnung ihren Werth behaupten. Bei dem Mangel an befriedigenden Aufschlüssen, der jeder allgemeinen Revolution des Glaubens anhängt, wenn man auf die ursprüng-

lichen Thatsachen zurückgeht, öffnet sich dem ergänzenden Nachdenken, dem nachhelfenden Folgern, dem gewagten Erklären, dem eigensüchtigen Meinen ein weiter und gefährlicher Spielraum. Die Ueberzeugungen und Ansichten einer spätern, zumal der jetzigen Weltperiode, üben nicht selten auch auf starke Geister einen unwiderstehlichen Einfluß aus, der um so leichter irre führt, jemehr er sich versteckt, sey es hinter das Schild der Denkfreiheit, unter der Maske eines irdischen, oft sehr materiellen Interesse, oder hinter den Reiz der Gewohnheit, der häufiger als man glaubt, in den größten Angelegenheiten unseres Geschlechts mit vorlauter Bequemlichkeit den Ton angiebt. Um diesen verführerischen Lockungen auszuweichen, giebt es kein wirksameres Mittel, als den geschichtlichen Entstehungsgang streng im Auge zu behalten, die ihn begleitenden Umstände reiflich zu erwägen, den Geist der Zeit in seinen Einwirkungen sorgfältig zu verfolgen und so die Gegenwart aus der Vergangenheit zu erklären, ohne dabei von vorgefaßten Begriffen auszugehen und der eigenen religiösen Ueberzeugung einen stärkern Einfluß zu gestatten, als sich mit dem Geschäft einer unbefangenen Darstellung verträgt. Einer vollendeten Geschichte des Kirchenstaats soll man es eigentlich nicht anmerken, ob sie von einem Katholiken oder Protestanten herrührt, sie muß über den streitenden Parteien stehen, und von der Höhe einer freien Betrachtung auf das Gebiet herabschauen, wo der Kampf für die Sache der Wahrheit geführt wird. Eine so großartige und seltene Unabhängigkeit setzt Kräfte voraus, auf die der Verfasser des gegenwärtigen Entwurfs

keine Ansprüche machen darf; er ist zufrieden, wenn es ihm als Geschichtschreiber gelingt, sich neben den entgegengesetzten Parteien zu behaupten und zwischen leidenschaftlicher Polemik und gewissenloser Gleichgiltigkeit den Freisinn christlicher Mäßigung zu bewähren.

Die katholische Kirche betrachtet den Apostel Petrus als ihren Gründer, die Päpste erblicken in ihm ihren von Christus selbst eingesetzten Stammherrn, auf welchen sie im Wege einer ununterbrochenen Ueberlieferung die ganze Fülle von Einsicht und Gewalt zurückführen, vermöge deren sie als seine beglaubigten Nachfolger die befugten Oberhäupter der gesammten katholischen Christenheit seyn wollen.

Die Bibelstelle, aus welcher die geistliche Oberherrschaft zunächst abgeleitet wird, lautet beim Evangelisten Matthäus Kap. 16, V. 13—19 in ihrem Zusammenhange nach Luther's Uebersetzung folgendermaßen: Da kam Jesus in die Gegend der Stadt Cäsarea Philippi und fragte seine Jünger und sprach: wer, sagen die Leute, daß des Menschen Sohn sey? Sie sprachen: etliche sagen, du seyest Johannes der Täufer; die andern, du seyest Elias; etliche, du seyest Jeremias oder der Propheten Einer. Er sprach zu ihnen: wer saget denn ihr, das ich sey? Da antwortete Simon Petrus und sprach: Du bist Christus des lebendigen Gottes Sohn. Und Jesus antwortete und sprach zu ihm: selig bist du, Simon, Jonas Sohn, dein Fleisch und Blut hat dir das nicht offenbaret, sondern mein Vater im Himmel. Und ich sage dir auch: Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich bauen meine

Gemeine und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. Und ich will dir des Himmelreichs Schlüssel geben. Alles was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden seyn, und alles was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel los seyn.

Nach protestantischen Grundsätzen verhält es sich mit dem Sinn dieser Rede durchaus anders, als nach der katholischen Auslegung. Die Unparteilichkeit erfordert, beide Erklärungen neben einander zu stellen; die protestantische mag voranstehen.

Christus, der beim ersten Blick in das tiefste Innere der Menschen schauete, hatte Simon schon bei einer andern Gelegenheit, als er denselben in die Zahl seiner Jünger aufnahm, mit dem bedeutungsvollen Beinamen Petrus (Felsenmann) ausgezeichnet. Als Simon jetzt die feurige Empfänglichkeit seines reizbaren Charakters neuerdings an den Tag legt, indem er Christus mit rascher Entschiedenheit als den Sohn des lebendigen Gottes bezeichnet, bestätigt ihm der Erlöser auf wiederholte Veranlassung mit sichtbarem Nachdruck den früher ertheilten Beinamen Petrus, als wollte er sagen: ich beurtheilte dich der Wahrheit gemäß, als ich dich mit einem Felsen verglich, und darum — so setzt er hinzu — will ich auch auf dich, wie auf einen Felsen meine Gemeine bauen. Es wird Petrus damit kein persönlicher Vorzug vor den übrigen Jüngern eingeräumt; ein solcher widerspricht laut der Erklärung, durch welche Christus anderswo die Apostel zurecht weist: Wer unter euch für

den Ersten gelten will, der soll der Letzte seyn. Die Völker haben Fürsten, aber unter euch sey es nicht so. Diese Worte schließen nicht nur deutlich alle besondere Ansprüche auf irdische Hoheit aus, sondern sie verweisen auch mit vollkommener Bestimmtheit jedes selbstsüchtige Streben nach irgend einem Vorrange als einen sträflichen Eingriff in die allgemeinen Gerechtsame der Christen. Petrus heißt lediglich in dem Sinne und Maße ein Fels, als seine Ueberzeugung von der göttlichen Abkunft des Erlösers auf einer unerschütterlichen Grundveste ruht. Dieser Glaube, der sich in dem Apostel zur seligen Gewißheit verklärt, den er als Sprecher aller wahren Christen für immer beurkundet, ist der tragende Mittelpunct, oder um im Bilde zu bleiben, der Fels, auf den der Sohn Gottes seine Gemeine, den Bund der Christen bauen will; Daseyn und Bestand desselben hängt unmittelbar und unauflöslich von jenem Bekenntnisse ab, das in seiner ungetrübten Reinheit alle die Bedingungen umfaßt, unter denen das Christenthum sichtbar und unsichtbar ins Leben treten soll. Wenn der Heiland Petrus einen Felsen nennt, so geschieht es also bloß darum, weil er diejenige Verfassung des Gemüths offenbart, an der die echten Gläubigen unveränderlich festhalten; sie allein und nicht die zufällige Persönlichkeit des einzelnen Apostels soll nach dem Willen Christi seiner Gemeine zur unwandelbaren Grundlage dienen. Daher der Zusatz: „und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen", mit andern Worten: ihre ewige Dauer wird den stärksten Angriffen ihrer verschwornen Feinde trotzen, denn der volle Glaube

an mich, den Sohn des lebendigen Gottes, ist eine unzerstörbare Macht. „Und will dir (Petrus) des Himmelreichs Schlüssel geben"; das heißt, ich werde durch die Kraft deines Glaubens allen denen die ihn mit dir theilen, den Eintritt ins Himmelreich oder in die Gemeinschaft der Christen öffnen. „Alles was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein"; mit andern Worten, alles was du im Geiste jenes Glaubens in der sichtbaren Gemeine für ungesetzlich erklären wirst, das soll auch in der unsichtbaren gelten — denn der Glaube verknüpft Himmel und Erde durch das Band der Einheit. „Und alles was du auf Erden lösen wirst, das soll auch im Himmel los seyn"; das heißt, alles was du auf Erden im Sinne jenes Glaubens den Gewissen für das gegenwärtige Leben frei stellst, das soll auch für das künftige seine Gewähr in sich tragen — denn Himmel und Erde hallen von denselben Aussprüchen des lebendigen Glaubens wieder. Nimmt man diese oder eine ähnliche Deutung an, so fällt jeder Schein weg, als habe Christus dem Apostel Petrus eine besondere Vollmacht anvertraut *).

*) Die Bibelstelle: du bist Petrus u. s. w. wurde von den Kirchenvätern, wie Du Pin, ein Theolog der Sorbonne durch beigebrachte Belege darthut, in einem dreifachen Sinne erklärt: 1) Der Glaube des Petrus sey der Fels, auf welchen Christus die Gemeine seiner Anbeter gründen wolle; so wird sie von Gregorius von Nyssa, Ambrosius, Chrysostomus, Augustinus, Cyrillus von Alexandrien und mehreren Andern verstanden. Damit stimmt die oben versuchte Deutung genau zu-

In völlig verschiedener Weise werden die angezogenen Bibelworte von katholischen Schriftstellern erklärt. Diese legen zuvörderst das größte Ge-

---

sammen. 2) Petrus trage seinen Namen von Petra, einem Felsen, aber erst alle Apostel seyen der Fels, auf welchen Christus seine Gemeine gründen wolle. Für diesen Sinn entscheiden sich Origenes, Cyprian, Basilius und Theodoret. Da Christus seine Anrede deutlich auf den Namen Petrus bezieht, den Simon früher von ihm erhalten hatte, so ist die individuelle Richtung seines Ausspruches nicht zu verkennen, und nicht bloß die sämmtlichen Apostel, sondern auch alle wahrhaft gläubige Christen sind in dieselbe vorbildlich einbegriffen, sie stellen so zu sagen zusammengenommen das Gefüge des bezeichneten Felsen dar. 3) Der Name Petrus weise zwar in seiner Abstammung auf einen Felsen hin, Christus selbst aber sey der eigentliche Fels, auf welchen er seine Gemeine gründen wolle. Dieser Meinung ist Hieronymus. An und für sich ist und bleibt Christus ohne Zweifel der einzige Fels seiner Kirche; wenn er dem Petrus wegen seines Glaubens an ihn, den Sohn des lebendigen Gottes, jenen Namen beilegt, so giebt er dadurch einen unfehlbaren Beweis seiner göttlichen Machtvollkommenheit, denn der Fels steht allein durch ihn unerschütterlich fest. Christus nennt sich darum nicht selbst, weil er der unmittelbare und höchste Gegenstand des Felsenglaubens ist, auf dem das Christenthum unvergänglich ruht. Es scheint nicht, als habe der Erlöser zugleich auf den Umstand hingewinkt, daß Petrus zuerst das Evangelium von der göttlichen Natur und Sendung den Juden und andern Völkern verkündigen werde, wie neben mehreren Schriftauslegern auch Rosenmüller annimmt. Der Sinn jener Worte will im Ganzen und Großen aufgefaßt seyn.

wicht darauf, daß Christus selbst in seiner göttlichen Untrüglichkeit Petrus als den Felsen bezeichnet, auf den er seine Gemeine bauen wolle; sie finden in der Bedeutsamkeit des hervorgehobenen Namens die Uebertragung einer außerordentlichen Befugniß, wie sie in demselben Maße keinem andern Jünger ertheilt worden sey; sie verehren demnach Petrus nicht bloß als einen unmittelbaren, gottbegeisterten Nachfolger des Erlösers, sondern sie betrachten ihn auch, nach dessen Tode, in Beziehung auf die gestiftete Religionsgemeinschaft als seinen Stellvertreter, in wie weit nämlich ein Mensch das Werk Gottes auf Erden vertreten kann. Sie verstehen ferner die Vorhersagung Christi, daß die Pforten der Hölle den Bau seiner Gemeine nicht überwältigen sollen, zwar zunächst von der unvertilgbaren Dauer des Christenthums, aber sie halten zugleich dafür, das unverfälschte Christenthum sey ausschließend in der katholischen Kirche vorhanden, weil der Glaube desselben überall und stets auf Petrus und die Erben seines geistlichen Ansehens zurückweise; eine Bürgschaft der Gewißheit, die Christus selbst mit seinem Gotteswort versiegelt habe. Sie geben endlich der Gewalt zu binden und zu lösen, welche Petrus durch göttlichen Auftrag überkommen haben soll, eine so weite Ausdehnung, daß sie darunter auch alle die Anstalten und Verfügungen begreifen, die zu der fortdauernden Einheit des katholischen Glaubens erforderlich und nothwendig scheinen, wie derselbe im Laufe der Zeit ausgebildet worden ist; es genügt ihnen nicht an der unsichtbaren Herrschaft, die frommer Christenglaube durch das Binden und Lösen der Gewissen

ohne alle äußere Beihülfe von selbst ausübt; sie meinen vielmehr, gegen die Pforten der Hölle dürfe und müsse man auch einen heilsamen Zwang aufbieten, und heilsam sey er, wenn er die unter der unmittelbaren Leitung Gottes stehende Kirche gegen unruhige und verderbliche Bewegungen sichere.

Die protestantischen Schriftausleger erklären die angeführte Stelle nach ihrem idealen Zusammenhange, sie können nicht einmal Petrus in einem blos rein erfahrungsmäßigen Sinne betrachten; denn derselbige Apostel, der jetzt Christus mit voller Inbrunst der Seele den Sohn des lebendigen Gottes nennt, verläugnet ihn später aus Menschenfurcht; der offene Widerspruch der beiden Bekenntnisse stellt Petrus keinesweges als einen Felsen dar, er giebt ihm vielmehr das Ansehen eines wankenden Rohres, und auf dieses kann Christus nimmermehr seine Gemeine bauen wollen. Der Glaube des Apostels muß also in der höchsten Vollendung gedacht werden, frei von jeder falschen Beimischung; erst dann bietet er einen Grund der Ueberzeugung dar, den auch die Pforten der Hölle nicht überwältigen können. Die katholischen Bibelerklärer schließen sich so nahe als möglich dem unmittelbaren Wortsinn an; sie nehmen in dem Ausspruche Christi die vollkommene Kraft eines historischen Zeugnisses wahr und ordnen demselben die sittliche Deutung wo nicht unter, doch nur bei. So lange wir Protestanten unter einander noch selbst uneinig sind über die Grenzen der wörtlichen Auslegung, wie dieß, um ein nur zu merkwürdiges Beispiel anzuführen, die verschiedenen Erklärungen im Puncte der Abendmahls-

lehre beweisen, ist an keine Verständigung mit den Katholiken zu denken; der Gegensatz der Meinungen zieht sich auch von dieser Seite in einer schroffen Fixität zusammen.

Die oben berührte katholische Ansicht, die erst im Fortgange der Zeit eine nähere Bestimmtheit erhalten hat, als in der immer mehr herrschenden Kirche das Bedürfniß entstand, die vorhandene Gestalt derselben auf ursprüngliche Elemente zurückzuführen, faßt den eigentlichen Lebenskeim aller der Vorstellungen in sich, welche Petrus zum ersten Bischof der römischen Gemeine erhoben haben und ihn als einen solchen fortwährend anerkennen. Steht nämlich Petrus nicht als vollgiltiger Repräsentant an der Spitze der katholischen Kirchenherrschaft, so fehlt der Kette derselben, wie sie sich durch die Reihe der Jahrhunderte bis auf unsere Tage fortschlingt, das Verbindungsglied, welches sie unmittelbar an Christus als den Anfänger und Vollender des Glaubens knüpft, und zwar in dem urkundlichen, göttlich gesicherten Sinne, den das System der päpstlichen Obergewalt anspricht. Sie würde, mit einem Worte, als eine gewaltsam fortgesetzte Usurpation erscheinen, wenn sie nicht im Stande wäre, oder doch versuchte, ihre Legitimität — um einen neu geprägten Ausdruck anzuwenden — auf das kirchliche Ansehen des Apostels Petrus zu gründen, von dem sie, nach den Grundsätzen strenggläubiger Katholiken, mit gleichen Rechten und Ansprüchen auf seine Nachfolger übergegangen ist, wobei es nichts verschlägt, wenn sich dieselben nicht alle schon in der frühesten Zeit geschichtlich nachweisen lassen, denn kein Attribut, das einer moralischen Person wesent-

lich anhaftet (inhärirt), kann durch den etwaigen Nichtgebrauch der Nachfolger vertilgt werden, die ihre Stelle einnehmen; es ruht in diesem Falle auf eine versteckte Weise, wie die Vertheidiger der päpstlichen Obergewalt zu sagen pflegen. Daß diese das Primat des Petrus als die Angel ihrer Kirche ansehen und dasselbe auf alle ersinnliche Weise zu erhärten suchen, darf einen aufgeklärten Protestanten nicht befremden; er begreift die Consequenz des Verfahrens, wenn er auch die Methode des Beweises mit entschiedenem Nachdruck ablehnt.

Ob Petrus überhaupt in Rom gewesen, ist eine Thatsache, deren Gewißheit zuvörderst feststehen muß, wenn er für das erste Oberhaupt der dortigen Gemeine gelten soll, und die sich ebenso wenig vollkommen verneinen, als bejahen läßt; es gibt auf dem Felde der geschichtlichen Untersuchung, bei dem Stillschweigen unsrer heiligen Urkunden, bloß wahrscheinliche Schlüsse für und gegen die behauptete Meinung, welche natürlich jede Partei nach dem Interesse und Zusammenhange ihres Glaubens hervorhebt. Hören wir darüber unter den neuern Geschichtschreibern Llorente, den sich Diejenigen gern als Vormann gefallen lassen werden, die den Aufenthalt des Apostels Petrus in Rom bezweifeln und bestreiten.

St. Lucas — so sagt jener zu viel getadelte und gerühmte Schriftsteller — schrieb die Apostelgeschichte, als er während des Jahres 61 mit dem Apostel Paulus in Rom war. Wenn, wie man behauptet, Petrus die dortige Kirche im Jahre 43 gründete und Rom im Jahre 49, bei Gelegenheit der Verbannung verlassen hatte, die er mit allen Juden theilen mußte; wenn er endlich im Jahre 50 dem sogenann-

ten Concilium *) zu Jerusalem über die Beschneidungsceremonie beiwohnte, soll es nicht überraschen, daß Lucas über diesen Gegenstand schweigt, er, der viel unbedeutendere Dinge berührt, als die Stiftung der Gemeine in der Hauptstadt des Reichs wäre? Wenn Lucas die Meinung der neuern Römer hegte, so mußte er die römische Kirche nicht bloß als apostolische, sondern vielmehr als die vornehmste und als die Herrscherinn aller apostolischen Gemeinen ansehen. Indessen findet sich in seiner Erzählung auch nicht der kleinste Wink, der sich dahin deuten läßt, als sey Petrus in Rom gewesen und habe hier eine Gemeine gestiftet.

Wie sehr auch dieser Einspruch auf den ersten Blick blendet, so kann er dennoch keine genaue und unbefangene Prüfung aushalten. Wenn die Katholiken auf den ursprünglichen Begriff einer Gemeine und ihres Vorstehers alle die geschichtlichen Kennzeichen übertragen wollen, die beiden in einer spätern Ordnung der Dinge unter dem fortlaufenden Einfluß gesellschaftlicher Verhältnisse angebildet worden sind; so gehen sie über die Zeugnisse und den kirchlichen Geist der frühesten Zeit hinaus, treten mit demselben in offenbaren Widerspruch und versetzen ihrer Sache ohne Noth die empfindlichsten Streiche. Christus, der ein Reich Gottes auf Erden gründen wollte und das Wesen von der Form mit göttlicher Weisheit unterschied, überließ eben deshalb, im Vertrauen auf die Leitung des Himmels, der Zukunft die Ent-

*) Henke nennt es in seiner Kirchengeschichte eine Art von Compromiß.

wickelung der geselligen Einrichtungen, die sich zu dem Gehalte seiner Lehre doch nur wie eine wandelbare Bekleidung zu einem lebendigen Leibe verhalten. Die Apostel beabsichtigten, nach dem Vorbilde ihres Herrn und Meisters, eben so wenig eine fest abgerundete Organisation der religiösen Gemeinschaft; sie bauten dieselbe mehr auf die Kraft der reinen, freigegebenen Frömmigkeit, als auf die Beihilfe einer äußern geregelten Verbindung, und fügten dieselbe überall den Erfordernissen der Umstände an, so daß sie kein Bedenken trugen, den Zweig des neuen Glaubens, insofern er den öffentlichen Gottesdienst berührte, selbst auf den Stamm des vorgefundenen Judenthums zu pfropfen. Man muß sich folglich die sichtbare Verfassung der ersten christlichen Gemeinen nur in weichen Umrissen denken, keineswegs in strenger Abgeschlossenheit; diese Vorstellungsweise gilt auch von den Vorstehern derselben, die ihr Amt als eine göttliche Sendung ansahen und behandelten, und demnach die höchste Würde, den eigentlichen Charakter desselben, unmöglich in dem berechneten Feststellen und Ausüben bestimmter Vorrechte suchen konnten. Der freiwillige Gehorsam gläubiger Gemüther, die stille Uebereinkunft in den Bedingungen des religiösen Zusammenlebens machte eine schärfere Abstufung des kirchlichen Ranges überflüssig. Unter diesem Gesichtspuncte verlieren die obigen Einwendungen gar viel von ihrer Kraft.

Daß Lucas den Aufenthalt des Apostels Petrus in Rom auch nicht mit einer Sylbe berührt, gibt an und für sich, nach den Grundsätzen der historischen Kritik, kein unbestreitbares Recht, die

in Frage stehende Thatsache deshalb schlechthin zu verwerfen. Es fehlen uns überhaupt zuverlässige Quellennachrichten über die Entstehung der römischen Gemeine; sie mag allerdings in die frühesten Zeiten zurückgehen, denn fiele ihr Ursprung später hinaus, so wäre derselbe auch wohl um so füglicher auf eine besondere und ausdrückliche Weise zur Sprache gekommen. Das wahre Leben erhält überall seine beste Bürgschaft von und durch sich selbst; je fester es ruht, je weiter es bereits um sich gegriffen hat, desto leichter sehen die Zeitgenossen über die Spuren und Zeugnisse der ersten Entwickelung hinweg. Man erinnere sich hierbei an die wunderbare Erzählung von der Gründung Roms, die so fabelhaft ausgeschmückt worden ist, daß man an dem Daseyn der ewigen Stadt zweifeln dürfte, spräche sie durch ihre außerordentlichen Thaten nicht so laut zur fernsten Nachwelt. Gänzliches Schweigen ist in einem solchen Falle für die Wahrheit immer noch besser, als eine vorgebliche Meldung im Wolkenschleier der Ueberlieferung; gehe dieselbe nun von dem natürlichen Streben der bildenden Phantasie aus, oder gehöre sie unter die gewagten Kunststücke des klügelnden Verstandes. Vielleicht erwähnte Lucas den Ursprung der römischen Gemeine nicht näher, weil darüber schon eine bestimmte Meinung herrschte; er konnte sich folglich derselben schweigend anschließen und sie bei seiner Mitwelt voraussetzen. Wenn Petrus in Rom verweilte und zwar als Vorsteher der dortigen Gemeine, so hatte Lucas, wie die Zweifler sprechen, auch eine nähere Veranlassung, diesen Umstand wenigstens im Vorübergehen flüchtig anzudeuten, da derselbe wichtiger ist, als man-

che andere, von ihm eingestreute Nachricht. Wie unsicher ein solcher Schluß ist, erhellt sogleich, wenn man ihn auf die profanen Geschichtschreiber anwendet. Lassen sie uns nicht häufig über Dinge im Dunkeln, die ihnen vollkommen bekannt seyn mußten und die mit dem größten Rechte unsre volle Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen? Sind sie nicht insbesondere oft über mehrere Einrichtungen des öffentlichen Lebens, wo nicht völlig stumm, doch so wortkarg, daß unsere Vorstellungen davon nothwendigerweise immer mangelhaft bleiben? So konnte also auch Lucas die Stiftung der römischen Gemeine durch Petrus und dessen Anwesenheit bei derselben übergehen, ohne daß daraus die Befugniß folgt, die Statthaftigkeit der einen und andern zuversichtlich zu läugnen. Gibt es nicht in der Lebensgeschichte des Erlösers Lücken, über die wir uns vergeblich nach Aufschlüssen sehnen, so daß wir kaum begreifen, warum selbst die leisesten Winke darüber fehlen, und zwar unter Zeitgenossen, denen wir nach unsrer Weise zu denken und zu glauben, dasselbe oder doch ein ähnliches Bedürfniß der Nachforschung beimessen, das sie, glücklicher als wir, unmittelbar an der ersten und reinsten Quelle befriedigen konnten? Alle solche Folgerungen sind mißliche Wagnisse, die um so eher verführen, je mehr sie durch den Schein von Gründlichkeit einer oberflächlichen Aufklärung schmeicheln. Zugegeben, denn historisch läßt es sich nicht beweisen, Petrus wäre wirklich der Stifter der römischen Gemeine gewesen, so dürften wir deshalb von Lucas keineswegs mit einigem Grunde bestimmte Nachrichten über das Verhältniß erwarten, in welchem Petrus zu derselben gestanden

habe. Eine genaue Abwägung des bischöflichen Ansehens lag, wie schon oben bemerkt wurde, weder in den Bedürfnissen noch in dem Gedankenkreise der Zeit; man muß sich also wol hüten, die spätere Gewalt der Bischöfe mit der Würde eines Gemeindevorstehers in der Entstehungsperiode des Christenthums auf eine und dieselbe Linie zu setzen: ein Mißgriff, der noch immer bei vielen katholischen Geschichtschreibern zur Tagesordnung gehört, wahrscheinlich in der Meinung, als sey das Primat ihrer Kirche nicht anders und besser zu vertheidigen. Die Bibel kann darüber keine entscheidende Antwort ertheilen, weil zur Zeit der heiligen Schriftsteller die christliche Kirche in ihrer geschichtlichen Entwickelung noch nicht so weit fortgeschritten war, daß eine solche Frage auch nur möglich, geschweige nothwendig wurde. Dies darf nicht befremden, da das lebendige Christenthum, welches unmittelbar von der Person des Erlösers ausging, früher bestand, als die authentische Sammlung der neutestamentlichen Schriften. Wer demnach das Supremat der römisch-katholischen Kirche auf historischem Grunde in der Bibel sucht, der verfährt ungefähr eben so verkehrt, wie Derjenige, der am Leitfaden der heiligen Schriftsteller untersuchen wollte, ob Christus ein Katholik oder Protestant gewesen sey.

Llorente fährt in seiner Entgegnung folgendermaßen fort: „Es ist ausgemacht, daß unter den Christen, welche der Befehl des Kaisers Claudius nebst den Juden aus Rom verbannte, auch Aquila und seine Gattin Prisca oder Priscilla begriffen waren. Gleich nach dem Tode dieses Kaisers, 54, und unter der Herrschaft des Nero trat jener Be-

fehl außer Kraft. Die verbannten Juden kehrten zurück, und also auch Aquila mit seiner Gattin. Wäre man nicht zu der Voraussetzung berechtigt, daß, hätte Petrus wirklich die römische Kirche gegründet, er eben sowohl als die Andern zurückgekommen seyn würde? Sollte er denn nicht lieber gesucht haben, sich auf seinem Stuhle zu befestigen, statt an andern Orten zu predigen?"

Dieser naive Einfall würde an Ort und Stelle seyn, wenn etwa von einem Bischofe die Rede wäre, der zur Zeit der französischen Revolution hatte auswandern müssen; auf Petrus paßt die Einrede in keiner Hinsicht. Ließe sich nur sonst historisch darthun, daß er Stifter und Vorsteher der römischen Gemeine gewesen sey, so würde sein Ausbleiben, als die übrigen Verbannten nach Rom zurückkehrten, seinem früher daselbst behaupteten Ansehen nicht den mindesten Abbruch thun. Die vorgebrachte Einwendung stellt die Stiftung der römischen Gemeine wie einen übereilten, wankenden Bau vor, der jeden Augenblick den Einsturz droht, und deshalb an allen Ecken und Enden der Nachbesserung unter den Augen des Baumeisters bedarf. Paulus weiß dagegen Nichts von dieser Gebrechlichkeit; er rühmt vielmehr in seinem Briefe an die römische Gemeine ihren überall bekannten Glauben, ihr festes Beharren bei der Lehre, welche er ihnen mitgetheilt, ihr sittliches Betragen, ihre Gutthätigkeit und ihren Reichthum an Religionskenntnissen. Aehnliches Lob ertheilen ihr einige Zeit nachher auch Ignatius und Hegesippus. Der Erstere nennt die römische Gemeine eine gotteswürdige, ehrwürdige, beglückte, preiswürdige, reine, liebevolle, den Namen Christi und des Va-

ters verherrlichende und mit dem Geiste erfüllte Versammlung. Der Zweite erklärt bei Eusebius: „Diese Gemeine blieb eine reine und untadelhafte Jungfrau. Diejenigen, welche die reinen Grundsätze der heilbringenden Lehre entstellen wollten, verkrochen sich in ein geheimes Dunkel.“ Erwägt man diese Lobsprüche, die freilich zum Theil über die Zeit des Apostels Petrus hinausreichen, so konnte er gar wohl Rom auf einige Zeit verlassen, ohne durch seine Entfernung das Heil der dortigen Gemeine zu gefährden, sobald man Ursache hat, aus andern überzeugenden Gründen seine kirchliche Vorsteherwürde einzuräumen. Denn es ist nicht zu vergessen, daß Petrus, wenn er auch Haupt der römischen Gemeine war, darum nicht minder fortwährend Apostel blieb, und als solcher dem Aufrufe des Erlösers folgen mußte: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker!“ So lesen wir denn auch im Neuen Testament, daß Petrus in Antiochia, in Jerusalem, Corinth und sogar in Babylon gewesen.

Unter der letztern Stadt wollen einige Ausleger Rom verstanden wissen: eine willkührliche Muthmaßung, die einem kümmerlichen Nothbehelf gar zu ähnlich sieht. Wenn er an der Spitze der römischen Gemeine stand, wie die strengen Katholiken behaupten müssen, so hob dieses amtliche Verhältniß keineswegs den Beruf auf, durch welchen er als Verkündiger des Evangeliums, ohne Unterschied des Orts und der Personen, an die gesammte Mitwelt gewiesen war; diese Thätigkeit nach zwei Richtungen, die sichtbar in einem Ziele zusammentrafen, geräth nur erst in Widerspruch und Hemmung, wenn man den spätern Begriff

eines apostolischen Sitzes einmischt, der allerdings einen bleibenden, wenigstens nicht lange unterbrochenen Aufenthalt des zeitigen Verwesers bedingt. Es läßt sich mit einigem Scheine einwenden, daß sonach eine Lücke in der Folge der römischen Gemeineverweser entstehe, wenn Petrus nicht immer in Rom war; war er aber im Stande, und hatte er die Befugniß, sein kirchliches Ansehen auf seine Nachfolger zu übertragen, so stand ihm auch frei, während seiner Abwesenheit über die Leitung seiner Gemeine in der erforderlichen Art und Weise zu verfügen. Wenn ein heutiger Bischof seinen Kirchsprengel bereist, ist er darum weniger Bischof? Die Länge der Reise kann in der Sache selbst Nichts ändern. Stände die Behauptung, daß Petrus das ursprüngliche Oberhaupt der römischen Gemeine war, nur sonst auf sichern historischen Gründen: der obige Einwurf würde ihr dann Nichts von ihrer Gewißheit nehmen.

„In den verschiedenen Briefen, welche Paulus von Rom aus an den Philemon und die Colosser, Philipper und Hebräer (?) schreibt — so fährt Llorente fort — erwähnt er des heiligen Petrus und seines ausschließlichen Besitzes der römischen Kirche mit keinem Wort. Er beschränkt sich auf die allgemeine Bemerkung, daß der angesehenste Bischof, der damals den Dienst versah, der heilige Clemens sey. (Phil. IV, 3.) Ein so beharrliches Schweigen in Betreff des heiligen Petrus und die immerwährende Abwesenheit des letztern von Rom während der eilf Jahre, die zwischen 49 bis 61 verflossen, sind gewiß sehr dringende Gründe, um die Angabe seiner im Jahre

43 nach Rom unternommenen Reise in Zweifel zu ziehen. Der nämliche Paulus kam nach mehrern langen Reisen nach Rom zurück. Er wurde bei Nero angeklagt, und vertheidigte sich selbst ohne allen fremden Beistand, wie er selbst in dem zweiten Briefe an seinen Schüler Timotheus meldet. Wäre Petrus in Rom gewesen, so scheint es unmöglich, daß man annehmen könne, er habe dem heiligen Paulus beizustehen ermangelt."

Daß Paulus in seinen verschiedenen Briefen aus Rom Petrus nicht erwähnt, erregt mit Recht ernsthafte Bedenklichkeiten, besonders wenn man in Erwägung zieht, daß er in dem Briefe an die Colosser mehrere Personen namentlich anführt, als den Tychicus, Onesimus, Marcus und Justus, von denen er sagt: „Diese sind allein meine Gehülfen am Reiche Gottes, die mir ein Trost worden sind." Sie stehen freilich, wie der Zusammenhang andeutet, zu den Colossern mehr oder weniger in besondern Verhältnissen, und die ausdrückliche Anführung derselben ist damit hinlänglich gerechtfertigt; wenn sich aber Petrus zu der Zeit, als Paulus jenen Brief absandte, in Rom befand, und zwar als Vorsteher der dortigen Gemeine, so konnte ihn Paulus, wie es scheint, unmöglich mit Stillschweigen übergehen. Man muß also annehmen, daß Petrus, soll anders seine höhere Stellung zu der römischen Gemeine unangetastet bleiben, damals in Angelegenheiten seines apostolischen Berufs abwesend war; hatte ihn sein Feuereifer für die Ausbreitung des Christenthums, wie die heilige Schrift meldet, bis nach Babylon getrieben, so darf man wohl annehmen,

und auch glauben, daß er seinen Wirkungskreis nicht beständig und ausschließend auf Rom beschränkte. Sein Ansehen als Oberhaupt der römischen Kirche wird durch diese Voraussetzung nicht beeinträchtigt, wenn nur sonst kein Zweifel dagegen obwaltete. Der Sitz der Päpste in Avignon während des Zeitraums von 1305—1378, müßte dann noch weit mehr ein zerstörendes Gewicht gegen das behauptete Primat der römischen Kirche ausüben. Es ist bemerkenswerth, daß Paulus in den übrigen, aus Rom erlassenen Briefen, wenn man das Sendschreiben an Timotheus ausnimmt, das an und für sich eine stärkere persönliche Beziehung hat, seine nähern Umgebungen ganz unberührt läßt, und selbst in seinem Schreiben an die Römer nicht den fernsten Wink über die Gründung und Schicksale der dortigen Gemeine gibt. Dies kann Demjenigen nicht auffallen und noch weniger anstößig seyn, der den Zweck, das Bedürfniß und den Charakter dieser Briefe kennt. Sie waren gelegentliche Ergießungen des Herzens und Geistes, wie sie die jedesmaligen Umstände eingaben, keineswegs historische Denkmäler mit Ansprüchen auf Vollständigkeit und Zusammenhang. Alles, was in ihnen den Anflug einer historischen Farbe bezeugt, ist beiläufig eingeflochten, und sondert sich von dem übrigen Inhalte deutlich und stark genug ab. Seit wann ist es aber Sitte, die Gelegenheit einer Regel, einem Gesetz zu unterwerfen, um aus ihr Schlüsse und Folgerungen zu ziehen, und ihr gewissermaßen eine Verantwortlichkeit aufzulegen? Das Dunkel, welches auf dem Ursprunge der römischen Gemeine ruht, und das auch Paulus nirgends aufhellt, läßt sich viel=

leicht durch eine Muthmaßung erklären, wenn eine solche auf diesem Felde der Forschung freisteht. Die römische Gemeine war mehr als jede andere einer mißtrauischen Beobachtung und gefährlichen Nachbarschaft ausgesetzt; war man auch duldsam gegen den christlichen Glauben, insofern er für die Meinung einer besondern jüdischen Secte galt, so schritt man darum nicht weniger zu gewaltsamen Maßregeln gegen denselben, sobald er die öffentliche Wohlfahrt zu bedrohen und zu erschüttern schien, wie die Verfolgung unter dem Kaiser Nero deutlich beweist, welche man die erste zu nennen pflegt *). Die römischen Christen hatten also ein mächtiges Interesse, ihre Gemeinschaft und Alles, was dazu gehörte, den Augen der Lauerer zu entrücken und in der Verborgenheit ein Asyl zu suchen; daher mag es zum Theil kommen, daß es uns so ganz an genügender Aufklärung über ihre gesellschaftliche Verbindung fehlt. Paulus, der eben so viel Lebensklugheit als Lehrertalent hatte, fand es vielleicht eben deshalb auch rathsam, den Schleier

*) Man muß die mehr allgemeinen und eben so die mehr besondern, auf einzelne Oerter und Gegenden beschränkten Christenverfolgungen unterscheiden; wirft man sie hingegen in eine Masse zusammen, so kann man dann freilich zehn aufzählen; im 5ten Jahrhundert glaubte man, das Christenthum habe bis ans Ende der Welt zehn Hauptverfolgungen zu bestehen; später hatte man ein sehr natürliches Interesse dabei, sie als bereits vorübergegangen zu betrachten, daher die lange Zeit hindurch gewöhnliche Annahme von zehn Verfolgungen. Selbst der Verfasser der Schrift: de mort. persec. wußte nicht mehr als sechs Christenverfolgungen nachzuweisen.

nicht ohne Noth zu lüften; vielleicht trug auch der frühe Ursprung der römischen Gemeine dazu bei, die Aufmerksamkeit von ihr abzulenken. So wird auch Marcus nur auf eine unbestimmte Weise als Gründer der Muttergemeine von Alexandrien angegeben; so haben wir überhaupt von den Schicksalen und der Thätigkeit der meisten Apostel nur höchst unvollständige Nachrichten, ohne daß wir deshalb an der historischen Wichtigkeit ihrer Personen zweifeln dürfen.

Paulus redet aber auch nicht einmal in allgemeinen Ausdrücken, wie Llorente vorgibt, von der römischen Bischofswürde des Clemens. Die Sorge für die kirchliche Titulatur überließ er aus guten Gründen der Zukunft, welche das Fehlende überreichlich eingeholt hat. Die einzelnen christlichen Gesellschaften hatten ihre Aeltesten, Lehrer und Vorsteher, welche, wie schon früher bemerkt wurde, auch wohl Bischöfe oder Aufseher hießen: eine Benennung, die anfänglich so schwankende Verhältnisse bezeichnete, daß sie erst später eine engere, geschlossene Bedeutung erhielt. Wenn also auch das bischöfliche Ansehen in weiterer Bedeutung, d. h. in seinem einfachen Grundwesen, gleich von vorn herein bestand, weil die Natur der Verhältnisse nothwendig auf dasselbe hinführte, oder doch ein Analogon dafür aufstellte; so darf man darüber von Paulus gewiß keine nähere Angabe erwarten, der in seiner tiefsten Seele fühlte, daß der Buchstabe tödtet und daß nur der Geist lebendig macht. Er deutet wirklich bloß im Vorübergehen an, daß Clemens mit ihm und seinen andern Gehilfen, deren Namen im Buche des Lebens verzeichnet seyen, für die Sache des Evan-

geliums gekämpft habe. Es ist nicht zu bezweifeln, daß der von Paulus erwähnte Clemens am Ende des ersten Jahrhunderts Vorsteher der römischen Gemeine war, also erst mehrere Jahre nach dem Tode des Apostels. Was ferner die immerwährende Abwesenheit des Petrus von Rom betrifft (zwischen den Jahren 49—61), so läßt sie sich aus dem Stillschweigen des Apostels Paulus und andern indirecten Anzeichen eben so wenig beweisen, als ihr Gegentheil, die beständige Gegenwart aus den Worten folgt, durch welche Christus, nach dem Glauben strenger Katholiken, Petrus zum Oberhaupte der römischen Gemeine eingesetzt hat. Die Unterhandlung zu Jerusalem, an der auch Petrus Theil nahm, und welche die streitige Verbindlichkeit des mosaischen Gesetzes für bekehrte Heiden näher bestimmen sollte, fällt in das Jahr 49. Um dieselbe Zeit hatte Petrus, der herrschenden katholischen Meinung zufolge, Rom verlassen, weil er unter die Zahl der damals verbannten Juden mit begriffen worden war; ein Zusammentreffen der Umstände, das die Entfernung des Petrus von Rom bequem genug erklärt, das aber im Grunde für die ununterbrochene Behauptung seiner höhern Gewalt über die römischen Christen nicht einmal nothwendig ist. In seinem ersten Briefe nennt sich Petrus einen Apostel der erwählten Fremdlinge hin und her in Bithynien und andern Landschaften Kleinasiens; es ist mehr als wahrscheinlich, daß er auf seinen Reisen in diesen Gegenden eine oder die andere Gemeine gestiftet hat; sein begeisterter Glaube, seine rasche Thätigkeit sind Bürge dafür; und seine frühern Bedenklichkeiten, den Heiden das Evangelium zu

predigen, machten später einer freiern und bessern Ueberzeugung Platz. War er aber, so wie Paulus, Gründer verschiedener Gemeinen, so entsteht die unausweichliche Frage, in welche Zeit die Bildung derselben ungefähr fallen mag? Aus jeder chronologischen Bestimmung, sie sey welche sie wolle, ergeben sich gewisse Folgerungen, die dem Ansehen des Petrus, als des ersten römischen Gemeineverwesers, nicht widersprechen dürfen, wenn dasselbe streng festgehalten werden soll; man muß zu dem Ende also auch wohl zugeben, daß jenes nicht unmittelbar und unbedingt von dem beständigen Aufenthalte des Apostels in Rom abhängt. Ist es einmal die unwandelbare Ueberzeugung der römisch-katholischen Kirche, daß Christus den Apostel Petrus zu ihrem ursprünglichen Oberhaupte eingesetzt hat, so kommt auf das bestimmte Maß der Zeit und die besondere Art und Weise, wie Petrus dieselbe in seiner übertragenen Würde verlebt hat, Wenig oder Nichts an. Die Worte jener außerordentlichen Beglaubigung haben dann jener Ueberzeugung gemäß, eine göttliche Giltigkeit, die durch keine einzelnen Thatsachen angefochten, erschüttert und aufgehoben werden kann. Die Anwartschaft des Apostels auf sein Oberhirtenamt fängt, genau betrachtet, mit dem Augenblick an, wo Christus ihn, nach der Meinung rechtgläubiger Katholiken, als den unerschütterlichen Fels ihrer Kirche einweihte; wie es nun im Grunde der Sache Nichts ändert, ob Petrus einige Jahre früher oder später an die Spitze der römischen Christenheit getreten ist, da immer eine Lücke bleibt, wie nahe man auch die Zeit der Berufung und des wirklichen Antritts zusammenrückt, so thut es auch dem gewissen, dauer-

haften und vollkräftigen Ansehen, das damit nothwendigerweise verbunden war, keinen Eintrag, wenn sich ihm in der Folge auch noch andere Verhältnisse zur Seite stellten, die gleichfalls die Thätigkeit und Gegenwart des Apostels erforderten.

Mag also auch Petrus nicht in Rom gewesen seyn, als Paulus sich unter der Regierung Nero's gegen die Stimme der Anklage vertheidigte, worauf er in seinem zweiten Briefe an den Timotheus mit den Worten hinweist: „In meiner ersten Verantwortung stand mir Niemand bei, sondern sie verließen mich Alle" — so leidet die kirchliche Prärogative des Petrus darunter Nichts, wenn sie nur sonst sicher bewährt ist; auch konnte in dem abhängigen Zustande der römischen Gemeine eine Veranlassung liegen, warum Petrus als ihr Vorsteher nicht öffentlich für Paulus auftrat, gesetzt, daß er auch damals in Rom war; wie es vielleicht auch Paulus für gut fand, über die furchtsame Zurückziehung seiner Freunde und Anhänger keine nähere Erklärung zu geben.

Das Ergebniß der angestellten Prüfung läuft zuletzt in jeder Richtung darauf hinaus, daß die höhere Würde, welche die römisch-katholische Kirche dem Apostel Petrus, als ihrem Gründer und Vorsteher beilegt, rein-historisch nicht zu beweisen ist, daß aber auch die vorgebrachten Einwendungen nicht dasjenige Gewicht haben, welches ihnen befangene Köpfe aus falschem Skepticismus zutrauen *). Im Interesse rechtgläubiger

---

*) Dr. Neander, Professor der Theologie an der Berliner Universität, geht in seiner musterhaften, allgemeinen Gesch. der christl. Religion und Kirche

Katholiken durfte das behauptete Primat des Apostels Petrus noch auf die haltbarste Weise zu vertheidigen seyn, wenn man den Ausspruch der heiligen Schrift und den Gang der Geschichte in eine dogmatische Verknüpfung setzt, etwa in der folgenden Form: Nach der worttreuen Auslegung, welche der Katholicismus in Glaubenssachen bekennt und verlangt, ist Petrus unfehlbar und ausdrücklich von Christus zum ursprünglichen Oberhaupte seiner Kirche erklärt worden, in so weit dieß die ewigen und höchsten Herrschaftsrechte des Erlösers erlauben. Nun hat im Laufe der Zeit keine andere Kirche ein so sichtbares, beständiges und entscheidendes Uebergewicht erlangt, und bis auf unsere Tage bewährt, als die römische; sie muß folglich diejenige seyn, welche nach dem Willen Christi den tragenden Mittelpunct der christlichen Gemeinschaft ausmacht, soll anders die göttliche Vorherbestimmung nicht ohne Gegenstand bleiben, was nur der Unglaube annehmen darf; mithin ist auch Petrus in der fortgehenden Reihe der römischen Kirchenobersten oder Bischöfe der erste gewesen, denn sonst fehlte dieser der volle, gewisse, authentische Anfang. Stützt man sich auf diese Deduction, so läßt sich nebenbei auch erklären, warum die Geschichte ge-

viel weiter; er sagt geradezu, 1. Bd. 1. Abth. S. 317: „Es ist Hyperkritik, die durch die übereinstimmenden Nachrichten des kirchlichen Alterthums bewährte Ueberlieferung, daß Petrus in Rom gewesen sey, in Zweifel zu ziehen. Diese Ueberlieferung stammt offenbar aus einer Zeit, in der man noch nicht daran dachte, durch den Primat Petri die römische Kirche zu heben.“

raume Zeit hindurch über den Vorrang der römischen Kirche schweigt und schweigen mußte; sie konnte natürlich nicht ohne äußere Veranlassung davon reden, und diese fand sich erst, als die christliche Gemeinschaft in einzelnen Vereinen stärker hervortrat, und diese selbst wieder das Band einer höhern Einheit befestigen halfen. Die persönliche Ueberzeugung des Geschichtschreibers darf bei solchen Erörterungen nicht ins Spiel kommen, sonst geräth er unter das Joch einer Partei, und alle Parteien sind ungerecht gegen einander. Die Wahrheit ist in Gott, uns bleibt das Suchen, sagt ein großer Schriftsteller, der sie gesucht hat, wie Wenige.

Auch die Zeit, wann Petrus gestorben ist, läßt sich nicht mit völliger Gewißheit angeben, und eben so wenig ist die Art seines Todes vollkommen ausgemacht. Mehrere achtungswürdige Geschichtschreiber nehmen indessen keinen Anstand, auf den Grund verschiedener Ueberlieferungen zu behaupten, daß Petrus bei derselben Verfolgung der römischen Gemeine (67 oder 68) gekreuzigt worden sey, in der auch Paulus enthauptet wurde. Der letztere war in Gesellschaft des Petrus von Corinth nach Rom gereist. Der heilige Clemens, der im ersten Jahrhundert lebte und am Ende desselben Bischof der römischen Gemeine war, also über Petrus die zuverlässigsten Nachrichten geben konnte, soll in seinem Schreiben an die Corinther zu verstehen geben, daß derselbe im Abendlande gestorben sey, ohne die nähern Umstände seines Todes zu berühren. Die Meinung von der Kreutzigung Petri in Rom wird durch jenen angeblichen und unbestimmten Wink weder umgestoßen

noch bestätigt. Papias, Bischof von Hieropolis und Schriftsteller des zweiten Jahrhunderts, dessen Urtheilskraft und Glaubwürdigkeit aber nicht im besten Rufe stehen, meldet den Märtyrertod des Petrus in Rom mit der Miene der Bestimmtheit; sein Schüler Justinus tritt diesem Zeugnisse bei; diese Uebereinstimmung erhebt ihn noch keineswegs zur Gewißheit. Man darf die Aussagen dieser Männer nicht überhören, ihnen aber eben so wenig blindlings folgen; zwischen dem historischen Aber- und Unglauben giebt es eine feine Mittellinie der Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit, welche die besonnene Kritik aufzuspüren hat, wenn die Data dazu hinreichen.

Es ist vielfältig über die Frage gestritten worden, ob Christus eine Kirche gestiftet habe; die katholischen Schriftsteller bejahen es und müssen es auf ihrem Standpuncte bejahen; unter den Protestanten pflichten ihnen einige bei, andere widersprechen. Zum Behufe einer allgemein befriedigenden Antwort dürfte es nothwendig seyn, näher zu bestimmen, ob die Frage in einem unmittelbaren oder mittelbaren Sinne genommen wird. Im letztern muß man sie, wie es scheint, unbedingt bejahen, denn als Stifter unserer Religion ist Christus ohne Zweifel auch zugleich Stifter unserer Kirche, da die letztere gleichsam den sichtbaren Tempel seiner unsichtbaren Gegenwart vorstellt, und ohne ihn so wenig bestehen kann als der Körper ohne Seele. Es hieße in der That, eine Wirkung ohne Ursache annehmen, wenn man diesen ursprünglichen und unzertrennlichen Zusammenhang läugnen wollte. Nimmt man dagegen die obige Frage in einem unmittelbaren Sinne,

ist davon die Rede, ob Christus die Kirche selbst, durch eine bestimmte Organisation, oder auch nur nach einer allgemeinen Form ins Leben eingeführt hat: so fehlt es an überzeugenden Gründen und Thatsachen, um diese Behauptung zu erhärten, selbst dann noch, wenn die Einsetzung des Petrus zum Oberhaupt der Kirche als eine Handlung des hohenpriesterlichen Amtes betrachtet wird, das wir Christo beilegen. Der Name Christianer, Christen, kam bekanntlich zuerst in der antiochischen Gemeine auf, und sollte damals schwerlich eine Auszeichnung zu erkennen geben.

Nicht minder weichen die Meinungen ab über den Geschäftskreis und die Ordnung der Bischöfe, Presbyter und Diakonen. Den letzten Namen führten die ursprünglichen Pfleger der christlichen Gemeine zu Jerusalem, ihnen bildeten sich Andere an andern Orten nach; sie hatten, wie ein neuerer Theolog *) mit Bestimmtheit äußert, nichts mit der Religion der Gesellschaft, ja nicht einmal mit dem Cultus derselben zu schaffen. Aeußere Dienstleistungen, z. B. Sorge für den Versammlungsplatz, überhaupt für das kirchliche Hauswesen, für Kranke, Arme, Gefangene, machten den nächsten Beruf der Diakonen aus. Die Diakonissinnen verrichteten ungefähr dieselben Geschäfte in Bezug auf die weiblichen Gemeindeglieder.

Eine ähnliche Bewandniß hatte es nach der Meinung desselben Schriftstellers mit einer zweiten Gattung kirchlich = gesellschaftlicher Personen,

---

*) Der eben so gründliche als gemäßigte Plenk in seiner Geschichte der christlich=kirchlichen Gesellschafts=Verfassung.

mit den Aeltesten oder Presbytern. Sie stellten theils die Vorsteher, theils die Wortführer und Sachwalter der Gemeine vor, erhielten als solche Ordnung und Anstand, Ruhe und Eintracht, und übten über alle Mitglieder eine Art von Censoramt aus, sprachen und handelten aber auch, wo es die Umstände erforderten, als Vertreter ihrer christlichen Genossen. Das Christenthum wuchs aus dem Judenthum heraus, nahm also auch, nicht eben planmäßig, sondern ganz von selbst, die gesellschaftlichen Einrichtungen desselben in sich auf, die von den Bedürfnissen als zweckmäßig empfohlen wurden; so waren die christlichen Aeltesten eine unvermerkte Fortpflanzung der jüdischen Aeltesten, worauf auch die Beibehaltung des Namens hinführt. Die christlichen Presbyter sollen wegen ihrer Abstammung aus dem jüdischen Verfassungswesen keine gottesdienstlichen Personen gewesen seyn, weil auch die Vorbilder, denen sie in ihrer Bestimmung nachgingen, eigentlich nicht für solche galten. Noch weniger hatten sie, wie es weiter heißt, ausschließend mit dem Lehramt zu thun, dieses hing von keiner amtlichen oder gesetzlichen Sonderung des Standes ab; Fähigkeit und Liebe zur Sache entschieden allein über den freien Beruf; daher kam es, daß auch wohl Presbyter sich mit dem Unterricht befaßten, wogegen wieder andere nicht darauf eingingen; es scheint demnach, als habe das Lehren nicht zu ihrem eigentlichen Geschäft gehört. Auch zu den Verrichtungen des gesellschaftlichen Cultus sollen sie nicht zunächst beauftragt gewesen seyn, denn in den ersten christlichen Gemeinen fand angeblich gar kein äußerer Cultus statt. Ihre Zusammenkünfte, gemeinschaftlichen Gebete

und Gesänge, Liebesmahle u. s. w. hatten zwar eine religiöse, aber keine eigentlich gottesdienstliche Beziehung. Die Presbyter mochten das Vorlesen, Vorsingen, Vorbeten und ähnliche Geschäfte übernehmen, so geschah dieß immer mehr zufälligerweise, als aus einer besondern Verpflichtung. Daß sie dazu gern behülflich waren, hing ganz natürlich mit ihrer gesellschaftlichen Stellung zusammen.

In einem andern mehr geschiedenen Verhältniß standen vielleicht die Bischöfe, welche man als die Hauptpersonen, als die eigentlichen Träger der gesellschaftlichen Ordnung ansehen kann. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sie von den Aposteln in verschiedenen Fällen eingesetzt worden sind. Die Gewißheit der Thatsache bedarf nicht der Zeugnisse des Clemens von Alexandrien und Tertullian's; (advers. Marc. lib. IV. pag. 5.) mag man auch in Titus und Timotheus nicht geradezu Bischöfe erkennen. Aus der apostolischen Anstellung der Bischöfe soll unbedenklich folgen, daß sie von der einen Seite die ersten Vorsteher jeder Gemeine vorstellten, und von der andern Seite besonders die Verwahrer der Lehre und die Nachfolger und Gehülfen der Apostel in dem Geschäft ihrer weitern Vorbereitung werden sollten. Ihnen war besonders die Sorge für die Erhaltung der Religion und die nähere Aufsicht darüber zugewiesen, daß alles in der Gesellschaft ihren Vorschriften gemäß angeordnet werden und bleiben mußte. Diese Einrichtung ergab sich von selbst aus den Bedürfnissen der Gesellschaft, ohne daß man nöthig hat, dabei auf den jüdischen Archisynagogus als ursprüngliches Muster-

bild zurückzublicken. Sie hatten daher gewissermaßen auch selbst die Aufsicht über die Presbyter wie über die Diakonen, waren also auch von den Presbytern und Diakonen verschieden, wiewohl sie doch dabei mit den ersten wieder das Geschäft der Aufsicht über die Gemeine und andere Verrichtungen theilen, und selbst in gleichem Range mit ihnen stehen konnten (1. Timoth. III. 2—7. Tit. I. 5—10.). Die Vorzüge des Ranges sollten bei dieser Untersuchung so wenig zur Sprache kommen, als dieß in der ursprünglichen Verfassungsform der Fall war. Der Bischof glaubte vielleicht an seinen Unterschied von den Presbytern, setzte sich aber darum in Gedanken nicht über denselben; daß er mehr thun müsse als ein Presbyter, nicht daß er mehr sey: diese Vorstellung lag ihm am nächsten und in ihr stimmten auch wohl die Presbyter und damaligen Laien ein. Daher werden Bischöfe und Presbyter noch meistens einander gleichgestellt, wiewohl sich zwischen beiden auch jetzt schon unstreitig ein Unterschied hervorthut, der mit der Zeit immer schärfer wurde. So läßt sich, wie es scheint, der Streit über die Gleichheit der Bischöfe und Presbyter, der auch von neueren Gelehrten wieder aufgenommen worden ist, am füglichsten beilegen. Mit der Einführung der Diakonen, Presbyter und Bischöfe nahm die Organisation der kirchlichen Verfassung ihren Anfang, und erhielt von

*) Noch im vierten Jahrhundert (398) stellte eine Synode zu Carthago den Kanon auf: „Episcopus in ecclesia et consessu presbyterorum sublimior sedeat; intra olomum vero collegam se presbyterorum, esse cognoscat.“

derselben jenes eigenthümliche Gepräge, das die Zukunft weiter ausbildete. Wie wesentlich nothwendig diese gesellschaftlichen Grundbegriffe in eine Geschichte des römischen Kirchenstaats gehören, liegt am Tage; sie bilden gleichsam das punctum saliens, die geheime Empfängniß desselben.

Ohne die mitgetheilte Darstellung förmlich bestreiten zu wollen, ein Unternehmen, das ohnehin der Mangel an schlagenden Zeugnissen verbietet, mag es dennoch vergönnt seyn, einige wohlgemeinte Erinnerungen dagegen vorzubringen. Die gezogene Grenzlinie zwischen Bischöfen, Presbytern und Diakonen ist wohl etwas zu streng gehalten; will man freilich einigermaßen feste Begriffe aufstellen, so ist man fast zu einer solchen schneidenden Abmarkung gezwungen. Die Behauptung, daß in den ersten christlichen Gemeinen gar kein äußerer Cultus Statt gefunden habe, sieht etwas mehr als gewagt aus; versteht man unter dem äußern Cultus den natürlichen und sichtbaren Abdruck der gesellschaftlichen Frömmigkeit, so war er unmittelbar und nothwendig durch die Eigenthümlichkeit der christlichen Lehre bedingt; beschränkt man den Sinn desselben hingegen auf eine bestimmte Ausbildung der öffentlichen Gemeinschaft, so darf man ihn zwar leugnen, aber dann stürzen auch alle die Annahmen und Folgerungen über den Haufen, welche die hervorstechenden amtlichen Dienstleistungen und Unterschiede bezeichnen sollen. Sollen die Diakonen gar keine gottesdienstlichen Personen gewesen seyn, hatten sie, wie es heißt, auch nicht einmal mit dem äußern Cultus etwas zu thun; so drängt sich der Zweifel auf, ob eine so förmliche Absonderung von den innern Ver-

hältnissen der Gesellschaft, eine so ausschließende Beschäftigung mit den äußern Angelegenheiten nicht eine unnatürliche, mit dem Geiste der damaligen Religion unverträgliche Scheidewand voraussetzt; es bekommt das Ansehen, als hätte man schon in jener Zeit für die Kirche, wie heut zu Tage für den Staat, ein Ministerium des Innern und Aeußern einander gegenüber gestellt. Paßt eine so künstliche Veranstaltung zu der einfachen Sitte jener Zeit, die unmöglich streng einer zwiefach gegliederten Ordnung folgen konnte, weil die Lage und der Drang der Umstände der unmittelbare einzige und höchste Gesetzgeber war? Wahrscheinlich waren den Diakonen die mehr mechanischen Geschäfte und persönlichen Hilfsleistungen im Dienste der Gemeine aufgetragen, ohne daß man sie sich deshalb von jedem Antheil an der Pflege des öffentlichen Gottesdienstes ausgeschlossen denken darf. Waren ferner die Presbyter, wie es heißt, keine gottesdienstlichen Personen, sondern bloß die Sprecher, Geschäftsführer, kurz die leitenden Stellvertreter der Gemeine, so kann man wieder nicht umhin, eine Verfeinerung des gesellschaftlichen Zustandes einzuräumen, mit der andere unwidersprechliche und nothwendige Voraussetzungen streiten. Die äußere Gestalt der religiösen Verbindung mußte schon ziemlich ausgearbeitet seyn, um eine solche amtliche Begränzung der Presbyter möglich zu machen; ist nun jene in der Entstehungsperiode der Kirche undenkbar und völlig unzulässig, so konnten auch die Presbyter mit ihrer berufsmäßigen Thätigkeit nicht einen geschlossenen Kreis einnehmen. Daß einige unter ihnen lehrten und

andre wieder nicht, deutet auf eine gesellschaftliche Freiheit hin, die überhaupt keine unbeweglichen Schranken anerkannte und wollte. Die äußerlich losen und durch die Gesinnung innig verbündeten Gemeinen mögen in vieler Hinsicht kleine, sittliche Republiken gewesen seyn; eine Vermuthung, für welche die anfänglich eingeführte Gütergemeinschaft zu Jerusalem das günstigste Zeugniß ablegt. Noch mißlicher steht es mit der Abstufung zwischen Bischöfen und Presbytern, sie ist indessen so bedingt und vorsichtig ausgesprochen worden, daß sie sich zum Theil selbst wieder aufhebt und das dürfte zuletzt das Wahrste an der Sache seyn. Berücksichtigt man die bisherigen Bemerkungen so bleibt kaum ein andres muthmaßliches Ergebniß übrig als ungefähr dieses: „Der Name Bischof mag schon in frühern Zeiten dem Ersten unter den Aeltesten, dem Vorgesetzten des ganzen Lehrerpersonals bei zahlreicheren Gemeinen, und in großen Städten, wo mehr einzelne Gemeinen waren, dem gemeinschaftlichen Haupte aller ihnen dienenden Lehrer vorzugsweise ertheilt worden seyn" *). Auf jeden Fall thaten hierbei die örtlichen und persönlichen Verhältnisse weit mehr als der normal-kirchliche Entwicklungsreiz.

Linus, röm. Bischof. 66 - 78

Linus gilt in der herrschenden Meinung der Katholiken für den unmittelbaren Nachfolger des Petrus. Irenäus, Bischof in Lyon, sagt: um das Daseyn der wahren Kirche bis auf seine Zeit, d. h. bis auf die Mitte des zweiten Jahrhunderts fortzuführen, der zwölfte Papst war da-

*) Henke's Kirchengeschichte.

mals Eleutherus, welcher dem Soter folgte. Dieser kam nach Pius, der dem Hyginus gefolgt war. Hyginus war Nachfolger des Alexander, der den Evaristus ersetzte, den Nachfolger des Clemens. Clemens aber kam nach dem Anakletus und dieser nach dem Linus, dem ersten Bischof in Rom nach den Aposteln Petrus und Paulus. Irenäus scheint sich absichtlich unbestimmt auszudrücken, er nennt Petrus nicht geradezu den einzigen Vorgänger des Linus, sondern stellt jenem Apostel gewissermaßen auch Paulus als Mitvorsteher der römischen Gemeine zur Seite; er bezeichnet ihn wenigstens unverkennbar als ein mächtiges Rüstzeug beim Bau der römischen Kirche. Diese Meldung hat die stärksten Spuren innerer Wahrheit; der apostolische Bund der beiden Männer ist mit der Einheit des Bischofthumes wohl verträglich, wenn man das letztere nicht willkürlich in den engen Sinn eines irdischen Aristokratismus hineinpreßt. Man sieht daraus beiläufig wie sehr der Begriff der bischöflichen Würde damals noch im Unbestimmten schwebte. Tertullian nennt dagegen Clemens den unmittelbaren Nachfolger Petri, der von diesem selbst zu seinem Amte geweiht worden sey. Rufinus folgt der Annahme Tertullians; sie genoß am Ende des vierten Jahrhunderts unter den Schriftstellern der lateinischen Kirche herrschendes Ansehen. Hieronymus, einer der gelehrtesten Männer zwischen dem vierten und fünften Jahrhundert, führt dagegen den Linus als unmittelbaren Nachfolger Petri auf. Die Stimmen der angesehensten Kirchenlehrer vereinigen sich in dieser Meinung; sie behauptet daher in der katholischen

Chronologie ein entschiedenes Uebergewicht. Die Versuche, den Widerstreit der Zeugnisse auszugleichen, sind zum Theil sinnreich genug, scheinen aber zu gewagt, als daß hier von ihnen die Rede seyn könnte.

Der Apostel Paulus meldet in seinem zweiten Briefe an Timotheus (Cap. 4, V. 21.) diesem unter anderm auch einen Gruß von Linus; wahrscheinlich ist er mit dem römischen Bischofe dieses Namens eine und dieselbe Person. Seine Tugenden hatten ihm unter dem römischen Volke ein hohes Ansehen erworben; mögen die Schriften, in denen diese Nachricht vorkommt, auch einer spätern Zeit angehören, als sie angeblich an der Stirn tragen, so bezeugen sie doch die fortgepflanzte günstige Meinung von seinen sittlichen Verdiensten, die mit dem gerühmten Zustande der damaligen römischen Kirche wohl zusammenstimmen. Noch eine größere Gewähr leistet das paulinische Empfehlungswort, wenn es auch die gepriesene Herzensgüte des Linus nicht ausdrücklich hervorhebt; den Namen eines Unwürdigen hätte Paulus, der die Wahrheit bis in den Tod liebte und vertheidigte, gewiß mit Stillschweigen übergangen. Die römische Kirche wuchs unter Linus ruhig und gesegnet empor. Wenn er also unter die Zahl der Märtyrer gesetzt wird, so muß man die Beweise dafür anderswo suchen als in den bestimmten Aussagen der Geschichte, die um diese Zeit von keiner allgemeinen Christenverfolgung etwas weiß.

Die Christen wurden anfänglich in Rom so gänzlich übersehn, daß man sie ohne alle genauere Unterscheidung mit den Juden verwechselte. Unter

dem Kaiser Claudius im Jahr 53 mögen also wohl manche zugleich mit den unruhigen Juden verbannt worden seyn. Darauf scheint der Ausdruck des Sueton hinzudeuten: „der Kaiser Claudius vertrieb aus Rom die Juden, welche unter der Aufwiegelung des Chrestus stets Unruhen erregten.“ Henke versteht darunter einen wirklichen jüdischen Rädelsführer; Neander erblickt mit größerer Wahrscheinlichkeit in dem angeführten Namen eine dunkele Hinweisung auf Christus. Die erste Verfolgung der Christen brach im Jahr 64 unter Nero aus; er wälzte die Anklage der Mordbrennerei auf sie, um sich desto leichter und sicherer von dem Verdacht zu reinigen, als sey die Feuersbrunst durch seine Einwirkung angestiftet worden. Die Christen wurden auf Befehl des Kaisers verhaftet, qualvoll hingerichtet, in die Felle wilder Thiere genäht, und so der Zerfleischung der Hunde preisgegeben; die erfinderische Grausamkeit ging so weit, daß man die Kleider der Unglücklichen mit brennbaren Materialien überzog, und diese dann anzündete, um mit ihrem Lichte, wie mit Fackeln, die Nacht zu erleuchten. Diese Gräuelscenen verbreiteten sich zum Glück nicht über Rom hinaus.

Nach der gangbaren Ueberlieferung hat Linus die Märtyrerkrone unter dem Consul Saturninus erlangt. Der Aberglaube ist in seiner unglücklichen Erfindungsgabe auf den abentheuerlichen Einfall gerathen, den gottseligen Bischof beiläufig in einen Teufelsbanner zu verwandeln, der seine magische Kunst an einer Tochter des erwähnten Consuls erprobt haben soll. Die damaligen Römer waren obschon Heiden, verständig genug um dergleichen

Gaukelwerk zu verlachen; der Teufelsspuk ist ihrer frühern Mythologie fremd geblieben; er gehört zu den Ausgeburten der verirrten orientalischen Einbildungskraft. Gesetzt endlich auch, Saturninus hätte als Consul und Römer in einem Augenblicke unglaublicher Schwachheit mit der Vernunft zugleich auch die Denkart seines Volks verläugnet, so mußte ihn als Vater das an seiner Tochter angeblich verrichtete Wunderwerk weit eher zur Schonung als zur Grausamkeit gegen Linus bewegen. Ein neuerer Schriftsteller meldet, daß Linus nicht, vor dem neunten Jahrhunderte unter die Zahl der Märtyrer aufgenommen worden sey; er bezeichnet Usuard und Adon als Urheber dieser ungeschichtlichen Neuerung, denn vorher habe die Meinung geherrscht, daß seit Petrus der römische Bischof Telesphorus zuerst als Märtyrer gestorben sey. Die alten Märtyrerverzeichnisse schweigen von Linus, und auch Irenäus, dessen Zeugniß die römische Kirche sonst in hohen Ehren hält, zeichnet bloß den Telesphorus durch den Namen eines Märtyrers aus, indem er von Linus und dessen unmittelbaren Nachfolgern redet. Die Sagen von den Märtyrern bedürfen überall der strengsten Untersuchung, sobald sie mit geschichtlichen Ansprüchen auftreten; betrachtet man sie als einen ergänzenden Theil des catholischen Cultus, oder wünscht man sie als einen erbaulichen Schmuck desselben beizubehalten; so mag man sie auf irgend eine unverwerfliche Weise für das Bedürfniß der Gemüther zu begründen suchen, oder als eine unschuldige Poesie dulden, an der ein kindliches Zeitalter sich ergötzt und gestärkt hat; unter den ausgemachten

Thatsachen der Geschichte dürfen sie jedoch keinen Platz einnehmen. Diese Bemerkung gilt auch für die Folge bei allen ähnlichen Gelegenheiten. Linus hat nach dem Zeugnisse des Eusebius und Epiphanius der römischen Kirche 12 Jahre vorgestanden. Setzt man also den Tod des Petrus ins Jahr 66, so ist Linus 78 gestorben. Zwei Bücher, die unter dem Namen des Linus von dem Märtyrerthum der Apostel Petrus und Paulus handeln, sind untergeschoben, wie ihre groben Irrthümer und schlecht erfundenen Fabeln sattsam beweisen.

Anakletus oder Kletus, röm. Bischof. 78 – 91

Der Nachfolger des Linus war Kletus oder Anakletus, den die griechischen Schriftsteller Anenkletus (den Unsträflichen) zu nennen pflegen. Einige Geschichtschreiber haben aus Kletus und Anakletus zwei Personen machen wollen und ihnen deshalb auch verschiedene Zeiträume für ihr Kirchenamt angewiesen; die tüchtigsten Gewährsmänner der katholischen Kirche verwerfen dagegen diesen Unterschied, und haben das Ansehen der glaubwürdigsten Zeugnisse für sich. Die Abweichung der beiden Namen ist so unbedeutend, ihr Wortsinn so wesentlich derselbe, daß Kletus wahrscheinlich aus Liebe zur Kürze im Munde der Zeitgenossen Anakletus verdrängt hat. Der letztere Name ist vielleicht als der längere auch der ursprüngliche gewesen. Er findet sich bei Irenäus, und hat auch in der neuern Zeit ein bestimmtes Uebergewicht erhalten. Solche kleine Namensverschiedenheiten sind auch in der Profangeschichte des Alterthums nicht ungewöhnlich. Wiewohl zuverlässige Nachrichten über Anakletus mangeln, so ist doch kein Grund vorhanden, die Reinheit seiner Sitten und

den Eifer für seinen Beruf in Zweifel zu ziehen, wenn man die tugendhafte Strenge erwägt, mit welcher die römische Kirche damals über sich selbst wachte. Daß er aber fünf und zwanzig Priester ordinirt, eben so viele Kirchspiele gegründet, und sieben Diakonen eingesetzt haben soll, wie das Pontificale des Damasus behauptet, ist schwer zu glauben; dieser Ton der Bestimmtheit, der vernehmlich genug in die Weise einer spätern Zeit hineinspielt, sticht zu auffallend gegen die kümmerlichen Bruchstücke und leeren Räume ab, welche die Geschichte der frühesten römischen Bischöfe darbietet. Die Kirche verehrt Anakletus als Märtyrer, er starb aber wahrscheinlich eines natürlichen Todes; darauf führt auch der Ausdruck einiger Pontificalien, die von ihm melden, er sey in Frieden entschlafen. Will man übrigens im weitern Sinne die stete und angestrengte Aufopferung aller Kräfte zum Besten der Gläubigen ein Märtyrerthum nennen, so ist nichts dagegen einzuwenden, als die Eigenthümlichkeit des Sprachgebrauchs. Die dämmernde Ueberzeugung, daß die ersten Bischöfe rastlos mit großen und mannichfaltigen Hindernissen zu kämpfen hatten, daß sie als christliche Streiter fortwährend auf gefährlichen Widerstand gefaßt seyn mußten, mag ein geheimer Beweggrund gewesen seyn, die Ehre des Märtyrerthums über die Grenzen der sichern Thatsachen hinaus zu vervielfältigen. Dieser Reiz ist zu natürlich und arglos, als daß man daraus überall auf eine absichtliche Verfälschung schließen dürfte. Die Bewunderung übergreift sich gern in ihrem Gegenstande, und ist sie einmal in vollem Zuge, nimmt sie zugleich die Gestalt der Andacht

an, so überläßt sie das trockene Geschäft der Kritik kälteren Seelen.

Unter der despotischen Regierung Domitian's, der seit 81 auf den Thron gelangt war, wurde der Uebertritt zum Christenthum häufig als ein Vorwand gemißbraucht, um auf denselben Anklagen und Räubereien zu gründen. Mehrere Christen mußten das Bekenntniß ihres Glaubens mit dem Leben, mit dem Verluste ihrer Güter oder Freiheit büßen. Auf die Nachricht, daß in Palästina einige Personen aus dem Geschlechte Davids aufrührerische Gesinnungen hegten, verhing Domitian sogleich eine nähere Untersuchung über sie, aus der sich übrigens ihre Unschuld und Unschädlichkeit ergab. Der verbreitete Ruf von den jüdischen Messiaserwartungen und mißverstandene Beziehungen auf das Reich Christi konnten gar leicht den römischen Argwohn erregen. An und für sich steht demnach das angebliche Märtyrerthum Anaklets nicht im offenbaren Widerspruche mit der feindseligen Richtung jener Zeit. Die Dekretalen, welche unter Anaklets Namen umgehen, sind nebst vielen andern von eben so schlechtem Gepräge, das plumpe Machwerk eines Betrügers aus dem 9ten Jahrhundert, der seine Abfertigung an einem andern und passendern Orte erhalten wird.

Clemens, röm. Bischof. 91–100

Clemens ist nach dem Zeugnisse des Origines, Eusebius und der ältesten geschichtlichen Urkunden derselbe, dessen Paulus in seinem Briefe, wie schon oben erwähnt wurde, aufs rühmlichste gedenkt. Der klassische Gelehrte und Bibelausleger Grotius will zwar in ihm bloß einen Priester der Gemeine in Philippi erkennen; allein

seine Meinung ist nur ein bloßer Einfall, der keine ernsthafte Beachtung verdient, wie sich denn dieser große Schriftsteller öfter unwahrscheinliche Hypothesen erlaubt hat. Die Nachrichten der spätern Kirchengeschichtschreiber fordern zur strengsten Prüfung auf; jede einzelne unter ihnen will nach Charakter, Denkart, Geist und Zeitverhältnissen auch mit eigenthümlicher Schärfe des Urtheils behandelt seyn; man darf ihnen aber darum nicht mit verwegnem Leichtsinn den Glauben versagen, weil und wo sie Gegenstände berühren, die ihnen nur durch mündliche, fortgepflanzte Ueberlieferungen bekannt seyn konnten, oder bei deren Mittheilung sie aus Quellen schöpften, die sie entweder verschwiegen oder die für uns verloren gegangen sind. Die Literatur der christlichen Kirche erliegt denselben Grundsätzen, wie jede andere; es kommt ihr also auch in ähnlichen Fällen eine ähnliche Vergünstigung zu, wenn man die ersten Jahrhunderte des christlichen Anbaues nicht geradezu für ein wüstes, undurchdringliches Land erklären will. Clemens mag mit den Aposteln Paulus und Petrus in der nächsten Verbindung gestanden haben; Paulus weist mit klaren Worten darauf hin, und höchst wahrscheinlich war er auch ein unmittelbarer Gehülfe des Petrus, sobald einmal zugegeben wird, daß dieser die römische Gemeine gegründet und geordnet hat. Wie weit sich seine Theilnahme an ihrem gemeinschaftlichen Werke erstreckte, in wiefern sie bis zu amtlichen Beziehungen stieg, das läßt sich nicht mit Gewißheit ausmachen; die Fülle der Thaten erzeugte bei jenen Gottesmännern sehr natürlich eine Kargheit in Worten und über ihrer Beschäf-

tigung mit himmlischen Angelegenheiten blieben sie der wißbegierigen Nachwelt die Aufschlüsse über ihre persönliche Stellung schuldig. Chrysostomus folgert aus der angeführten Stelle des Briefs an die Philipper, daß Clemens nebst Lukas und Timotheus ein Reisegefährte des Apostels Paulus gewesen sey. Irenäus versichert, daß Clemens nicht allein die Apostel gekannt habe, und mit ihnen umgegangen sey, sondern daß er auch als erwählter Bischof von Rom stets ihre Stimme in seinem Innern vernommen, und ihren Vorschriften und ihrem Beispiele nachgelebt habe. Origines nennt ihn einen Jünger der Apostel, dem Rufinus ist er beinahe ein Apostel, Clemens von Alexandrien sieht ihn völlig als solchen an. Diese außerordentlichen Lobsprüche, welche nur eine schnöde Verkleinerungssucht antasten kann, werden durch die apostolische Salbung des Briefes bestätigt, den er an die Corinther geschrieben hat; von diesem schätzbaren Denkmal frommer Gesinnung wird sogleich näher die Rede seyn. Einige unverbürgte und aus mehrern Gründen sehr verdächtige Nachrichten haben ihm einen vornehmen römischen Ursprung andichten wollen, den sie sogar bis auf eine Verwandtschaft mit der kaiserlichen Familie ausdehnen; vermuthlich ist er mit dem Flavius Clemens, einem Sohne des Flavius Sabinus verwechselt worden, welcher letztere der einzige Bruder des Kaisers Vespasian war und in der domitianischen Verfolgung als Märtyrer des christlichen Glaubens starb. Der Tod desselben beweist übrigens, was man sonst bezweifeln möchte, daß das Christenthum damals auch schon unter den höhern Klassen der Römer unerschütter-

liche Anhänger fand, wenn anders der tyrannische Domitian das angebliche Bekenntniß des neuen Glaubens nicht bloß als einen bequemen Deckmantel für seine Rachgier brauchte. Clemens selbst zählt sich in einem seiner Briefe, deren Aechtheit aber mit Recht bestritten wird, zu dem Hause Jakob. Dieser Ausdruck ist so unbestimmt, daß sich daraus über seine Abstammung nichts mit Sicherheit ergeben würde, wenn jener genealogische Wink auch wirklich von ihm selbst herrührte.

Clemens wurde nach dem Tode des Anakletus (91) einmüthig vom Volk und Geistlichkeit zum Bischof erwählt. Anfänglich gaben die Apostel den christlichen Gemeinen ihre Vorsteher, die bald den Namen der Bischöfe (episcopi Aufseher) bald der Aeltesten (presbyteri) führten; die Wahl der Nachfolger blieb den Gemeinen freigestellt; es ist aber deswegen nicht zu glauben, daß die Geistlichkeit dabei von jedem nähern Einfluß ausgeschlossen war. Diese Voraussetzung widerspricht der Natur der Verhältnisse und jenem Instinkte der Selbsterweiterung, der früh und unwiderstehlich in jeder Gesellschaft ausbricht, die der großen Masse auf irgend eine Weise gegenübersteht; in ihm liegt der Keim des hierarchischen Geistes, der sich später in der katholischen Kirche so riesenmäßig ausgebildet hat. Jemehr die Geistlichkeit als eine geschlossene Körperschaft hervortrat und in fortlaufenden Gliederungen von oben nach unten zusammenwuchs, desto bestimmter griff sie auch in die bischöfliche Wahl ein, und in demselben Maße wurde der Gemeine allmählig ihr Stimmrecht geschmälert, das sie auch früher nicht sowohl mit dem klaren Bewußtseyn der

Gesetzmäßigkeit als im leitenden Gefühl des Herkömmlichen ausgeübt haben mag. Da die Entwickelung der Kirche nach dem katholischen Lehrbegriff unter dem besondern Einflusse der Vorsehung oder des heiligen Geistes steht, und von ihr die höchste Weihe erhält, so lassen sich die spätern Veränderungen in dem Acte der Bischofswahl unter dem Schirme einer göttlichen Bekräftigung ohne Widerspruch mit der abweichenden Sitte der ersten Zeiten vereinigen. Die Majestät des unsichtbaren Kirchenfürsten ist überall gegenwärtig und hängt nicht von dieser oder jener irdischen Form ab; für die Beruhigung der Gemüther reicht der Glaube hin, daß er seinen Willen in jeder einzelnen abgedrückt hat, wie sie auch im Laufe der Zeit sich zu einander verhalten mögen. Es ist hier blos von der Consequenz des katholischen Systems die Rede, dessen Begründung oder Verwerfung außerhalb der Geschichte liegt.

Eine mährchenhafte Nachricht besagt, Clemens sey schon früher von Petrus selbst zum römischen Bischof erwählt worden, habe aber die angetragene Würde aus Demuth und Nachgiebigkeit gegen die Wünsche seiner Widersacher abgelehnt, und hierauf mehrere Jahre in frommer Einsamkeit verlebt, bis er nach dem Tode Anaklets fast mit Gewalt zum Oberhaupte der römischen Kirche eingesetzt worden sey. Das hohe Ansehen des Petrus hätte gewiß jeden Einspruch niedergeschlagen, auch Clemens würde sich ohne Widerstreben dem Willen des Apostels gefügt haben; denn, ein nachdrücklicher Widerstand von irgend einer Seite ist bei der bewährten Folgsamkeit der damaligen römischen

Christen kaum denkbar, viel weniger wahrscheinlich, so daß man also die Zeitrechnung nicht unnöthigerweise einzumischen braucht, wie Llorente mit geschäftiger Eile gethan hat, um jene wunderliche Meinung unter die leeren Träume zu verweisen.

Daß Clemens das Gebiet von Rom in sieben Pfarreien eingetheilt habe, wie eine unsichere Sage zu verstehen giebt, ist unglaublich, wenn man die Dunkelheit ermißt, die auf dem ganzen kirchlichen Zustande jener Zeit ruht; ein Licht, das sich blos in einer einzigen Richtung verbreitet, ohne auch andere benachbarte Gegenden zu erhellen, hat gar zu große Aehnlichkeit mit einem historischen Irrwische. Es heißt ferner, Clemens habe an jeder der sieben Pfarreien einen Schreiber angestellt, mit dem Auftrage, die Denkwürdigkeiten der Märtyrer zu verzeichnen; die bekannten Martyrologien sollen daher ihren Ursprung genommen haben, weil andere Städte dem Beispiele Roms nachfolgten. Diese Annahme, die außerdem von zuverlässigen Zeugnissen entblößt ist, setzt eine Absichtlichkeit und Methodik voraus, die man jener einfachen Zeit nicht zutrauen darf; wäre jene Einrichtung wirklich getroffen worden, so würden wir auf diesem Wege auch, so scheint es, über die nähern Lebensumstände des Clemens aufgeklärt worden seyn, da ihn der Kanon der Kirche den Märtyrern beigesellt und Rufinus und der Papst Zosimus ihn ausdrücklich als solchen bezeichnen; wogegen Eusebius und Hieronymus durch die Wahl ihres Ausdrucks darauf hindeuten, daß er eines natürlichen Todes gestorben ist. Irenäus, der von Clemens ausführlicher redet,

als von den übrigen römischen Bischöfen, die er in der Folge der Zeit nach einander aufführt, beschränkt, wie gesagt, die Ehre des Vortritts im Märtyrerthum ausschließend auf Telesphorus, ohne sich weiter über die Todesart des Clemens zu erklären. Das Zusammentragen und Verbreiten der Martyrologien, die sich der Gattung christlicher Legenden anreihen, fällt ohne Zweifel in eine weit spätere Zeit, wo die Verfolgungen der Christen der staunenden Andacht einen reichen Stoff darboten, und der Zwischenraum der Begebenheiten weit genug war, um der Liebe zum Außerordentlichen und Wunderbaren freies Spiel zu lassen. Die katholische Kirche würde auf der unvortheilhaftesten Vertheidigungslinie stehen, wenn sie für die sämmtlichen Martyrologien, die so oft ins Groteske und Unmögliche überschweifen, unbedingte Anerkennung verlangen wollte; sie giebt indessen selbst theilweise eine absichtliche Verfälschung und Entstellung derselben zu, und kann, insofern sie dies eingesteht, auch die gründliche, historische Kritik nicht zur sklavischen Unmündigkeit verurtheilen. Da sie aber auch über die Stiftung des Christenthums hinaus Wunder zuläßt, und in ihnen die Fortdauer einer übernatürlichen, göttlichen Wirksamkeit erkennt, die dem Glauben auf unbegreifliche Weise sichtbare Stützen giebt; so sind nach strengkatholischen Grundsätzen die Grenzen nicht wohl mit Sicherheit abzustecken, innerhalb deren die freie Prüfung sich bewegen darf.

Es ist eigentlich unter der Würde der Geschichte, auch nur anführungsweise Fabeln mitzutheilen, deren Ungereimtheit sonnenklar einleuchtet; die folgende mag indessen als Beispiel eines ver-

kehrten Wundergeschmacks hier einen Platz finden; sie kann einer kranken Phantasie gelegentlich als Arznei dienen. Clemens wurde, so fängt die Erzählung des Abenteuers an, durch einen Befehl des Kaisers Trajan auf die Halbinsel jenseit des schwarzen Meeres verbannt, die bei den Alten den Namen des Chersonnes führt. Auf den Wink seiner schöpferischen Kraft entstand in jener unbewohnten Gegend ein Brunnen, der den dahin verwiesenen Christen die wohlthätigsten Dienste leistete. Die Fortschritte, welche das Christenthum rings umher durch den Bekehrungseifer des Clemens machte, jagten endlich den Kaiser Trajan dergestalt in Harnisch, daß er jenen ins Meer versenken ließ, und zwar vermittelst eines am Halse befestigten Ankers. Das Meer trat alljährlich am Tage und Orte seiner Versenkung gegen drei Meilen zurück; beim ersten Ablaufen desselben entdeckte sich ein prächtiger Tempel vom allerfeinsten Marmor, und in dem Tempel selbst wieder ein Denkmal, das den Leib des Heiligen verschloß. Das Meer fühlte eine so grenzenlose Ehrfurcht vor den irdischen Ueberresten des Clemens, daß jedesmal sieben Tage vergingen, ehe es wieder seine gewöhnlichen Ufer berührte. Eine Mutter ließ einst aus Nachlässigkeit ihr Kind in diesem Tempel zurück; als sie im folgenden Jahre dahin kam, lebte es noch gesund und wohlbehalten. — Eine Bestreitung dieser abergläubischen Posse wäre eine Beleidigung der gesunden Vernunft.

Der Kaiser Trajan schritt zwar, irre geführt durch falsche Berichte, strafend gegen die Christen jener Gegenden ein, linderte aber die verhängten Maßregeln der Strenge, als er durch den jüngern

Plinius, Statthalter in Pontus und in Bithynien eines Bessern belehrt wurde.

Die reißende Verbreitung des Christenthums, das allmählig auch aus den niedern Ständen in die höhern Klassen der Gesellschaft und aus den größern Städten in die kleinen und selbst unter die Landbewohner vordrang, reizte übrigens die römischen Herrscher zu eben so natürlichen als gerechten Besorgnissen um den Fortbestand und das Heil der heidnischen Staatsreligion, und empfahl ihnen aus politischen Rücksichten, deren Giltigkeit auch der aufgeklärte Christ anerkennen muß, Maßregeln der Vorsicht und Strenge, die übrigens so verschieden waren, und so verschieden ausgeführt wurden, als der Wechsel der Umstände, der Charakter, die Einsicht, das Interesse der obersten und untergeordneten Gewalthaber, vorzüglich auch das Betragen der nicht immer unschuldigen Christen es mit sich brachten. Daß auch weise und menschenfreundliche Fürsten gegen den ihnen gefährlichen Andrang des Christenthums ernste, mitunter auch harte und grausame Vorkehrungen trafen, lag in der Natur der schwierigen Verhältnisse, die so lange mit einander kämpften bis der Sieg der einen Partei entschieden war; und auch nachher brach die alte feindselige Spannung noch mehrmals mit tobender und zerstörender Kraft hervor. Die Verfolgungen der Christen sind übrigens ein Haupthebel gewesen, durch den die göttliche Vorsehung den glücklichen Fortgang ihrer ewigen Sache beförderte; sie waren nicht nur von einzelnen Ruhepunkten begleitet, während deren die Bekenner der angefochtenen Wahrheit ihr Gemüth sammeln und zu einem

angemessenen Widerstande vorbereiten konnten; sondern sie erhöhten auch den religiösen Enthusiasmus, gaben dadurch dem Glauben neue mächtige Springfedern, und richteten die öffentliche Theilnahme auf die erstaunenswürdigen Anstrengungen und Tugenden hin, zu welchen die unterdrückte Partei sich aufraffte; die Standhaftigkeit derselben in den redendsten Beispielen, wie die unerschütterliche Innigkeit ihrer Ueberzeugung, diente so mittelbar der Lehre, die unter erneuerten Angriffen immer frischer und offenkundiger aufblühte, zu einem unumstößlichen Beweise ihrer innern Giltigkeit, und verschaffte derselben unter der wachsenden Menge der Bewunderer von den verschiedensten Seiten Ansehn und Eingang.

Zur Zeit des Bischofs Clemens erhob sich unter den corinthischen Christen ein Streit mit den Gemeinevorstehern (Presbytern), den er selbst gottlos und fluchwürdig genannt hat. Die gespaltene Gemeine wandte sich in ihrer Zerwürfniß, Rath und Abhilfe suchend, an die römische Kirche, doch nicht ausschließend, denn sie nahm ihre Zuflucht auch zu andern christlichen Vereinen. Es würde ein sehr übereilter Schluß seyn, wenn man jenen Schritt des Vertrauens als einen förmlichen Beweis für das kirchliche Oberrichteramt des römischen Bischofs auslegen wollte; es geht daraus höchstens soviel hervor, daß die römische Kirche bei den corinthischen Christen in einem besondern Ansehn stand, das auch Clemens, auf welchen der Geist der Apostel übergegangen war, vollkommen rechtfertigte. Clemens antwortete den Corinthern im Namen der ganzen römischen Gemeine, und zwar mehr im ermahnenden als im ent-

scheidenden Tone; er bediente sich selbst gegen die Urheber der Trennung bloß sanfter Ueberzeugungsgründe; sein Verfahren ist das nachahmungswürdigste Muster der Weisheit und Mäßigung.

Die Weltherrschaft, die das heidnische Rom errungen hatte, hob offenbar auch das christliche in der öffentlichen Meinung über die andern Städte empor; dieser folgenreiche Umstand ist überall im Auge zu behalten, er giebt hauptsächlich den Schlüssel her, um geschichtlich den Vorrang zu erklären, welcher dem Bischofssitze neben dem Thron der Cäsaren in der Nähe und Ferne mit freiwilliger Unterwerfung zuerkannt wurde. Weil Rom der politische Mittelpunkt mannigfaltiger Völker war, so begünstigte es auch ohne und selbst wider Wissen und Willen durch den Zusammenhang seiner Macht die Fortschritte des Christenthums, und wurde insofern der Heerd eines neuen Lebens, der Behälter einer geistigen und sittlichen Wiedergeburt. Denn erhielt schon die Gemeine jeder größern Stadt insofern auch eine größere Bedeutung, als mehrere nahgelegene Ortschaften sich derselben durch das Band der Unterordnung anschlossen; so mußte die Kette, in welche Rom die damals bekannte Erde einzwängte, auch die dortige Gemeine schon früh zu einer höhern Stellung hinaufziehn. Der Kampf des Christenthums mit dem Heidenthume war hier lebhafter als irgendwo; mochte auch das letztere für jetzt noch unerschüttert in seinen alten Grundvesten bestehen, so erregte die wachsende Reibung doch vielfältig die Gemüther und richtete die Blicke der Hoffnung und Sehnsucht lebhaft nach dem Schauplatz, welcher das merkwürdigste Drama der

damaligen religiösen Entwickelung darbot, wenn auch nur im ersten Akt oder in der Form eines Prologs. Die römische Gemeine stieg eben dadurch unvermerkt in den Augen der christlichen Zeitgenossen zu einem größern Ansehn empor, und ihr Glanz umfloß ganz natürlich auch das Haupt des Bischofs, der dieselbe leitete. Dazu kam, daß die Vorsteher der römischen Kirche in dieser Zeit in der That untadelhafte, preiswürdige Männer waren, die durch anerkannte Tugenden und Verdienste den Platz, welchen sie einnahmen, nicht minder verherrlichten, als sie von ihm selbst emporgetragen wurden.

Der Brief, welchen Clemens bei Gelegenheit des erwähnten Zwistes an die Corinther schrieb, ist, alle Gründe unparteiisch abgewogen, ohne Zweifel ächt; er will aber nach der Bildung jener Zeit, und nicht nach neuern Begriffen gewürdigt seyn. Von Petrus redet Clemens unbestimmter, als von Paulus. Die Wahl der Episcopen (Bischöfe) setzt er in eine gewisse Analogie mit der Wahl der jüdischen Priester. Die Bischöfe und Presbyter waren, wie schon früher bemerkt wurde, noch nicht durch feste Standesverhältnisse geschieden. Die Vergleichung des Presbyters oder Bischofs mit dem Berufe des jüdischen Priesters entwickelte sich in der Folge immer stärker und bereitete die Abstufungen der geistlichen Rangordnung vor. Jener Brief wurde nicht nur in der corinthischen Gemeine, wie ihr Bischof Dionysius, noch im Jahre 180 versichert, unter frommer Verehrung vorgelesen, sondern auch an andern Orten bis zu den Zeiten des Eusebius und Hieronymus und sicherlich auch noch später, wie es

mit Schriften zu gehen pflegt, die einmal einen besondern Ruf erlangt haben. Er ist im Namen der ganzen Gemeine zu Rom an die ganze Gemeine von Corinth gerichtet. Irenäus und Clemens von Alexandrien nennen ihn deshalb auch den Brief der Römer an die Corinther. Es scheint sonach, als habe Clemens die Abfassung desselben nicht sowohl als ein persönliches Vorrecht seiner Würde, sondern vielmehr als ein Pfand christlicher Eintracht betrachtet; damit stimmt auch der milde, überzeugende Ton des Vortrags zusammen, der nirgends befehlshaberische Strenge und vornehme Willkür durchblicken läßt. Daß die bischöfliche, oder mit bestimmtern Worten, daß die päpstliche Gewalt damals noch unendlich weit von dem Supremat entfernt war, welchen sie im Fortgange der kirchlichen Entwickelung errungen hat; daß Clemens eine solche außerordentliche Erweiterung derselben vielleicht nicht einmal im ahnenden Vorgefühl trug und begriff, geschweige beabsichtigte, dürfte aus seinem Briefe mit hinlänglicher Entschiedenheit hervorgehn. Die Verfechter der Hierarchie hüten sich deshalb auch klüglich, auf die Kirchenpraxis des ersten Jahrhunderts einen besondern Accent zu legen; sie merken sehr wohl, daß die geschichtlichen Thatsachen jener Periode den Grundsätzen ihres Systems keineswegs besondern Vorschub leisten. Ob es mehr als ein spitzfindiger Nothbehelf, ob es in Wahrheit eine statthafte Entgegnung ist, wenn sie behaupten, die höhere, unmittelbar überkommene Befugniß der römischen Bischöfe hänge nicht überall nothwendig von dem bestimmten Maße ihrer wirklichen Ausübung ab; sie sey vielmehr

eine immanente Größe, die als solche in gewissen Fällen auch scheinbar ruhen könne, wie es ja auch in der Natur gebundene und insofern versteckte Kräfte gebe, — darüber mögen diejenigen entscheiden, denen ihr wissenschaftlicher Beruf das nächste Recht dazu gewährt. Könnte Fleury recht haben, der die Absendung des besprochenen Briefs in das Jahr 80 zurücksetzt; so wäre Clemens damals noch nicht römischer Bischof gewesen; es würden sonach auch alle Folgerungen wegfallen, die den bischöflichen Charakter des Sendschreibens betreffen. Die Schreibart des in Rede stehenden Briefes ist einfach, klar, ungeschminkt und hat im Sinne und Ausdrucke gewisse Berührungspunkte mit dem Briefe an die Hebräer. Dieses literarische Ueberbleibsel war so selten geworden, daß man glaubte, es sey verloren gegangen, als es glücklicherweise 1633 durch die Bemühungen des Schotten Patricius Junius wieder ans Licht trat, und zwar nach einem Manuskript in der Bibliothek des Königs von England, das angeblich zur Zeit des nicäischen Conciliums aus der Feder der Egyptierin Thekla geflossen seyn soll.

Man weiß nichts bestimmtes darüber, ob und wie weit die Verfolgung, welche der Kaiser Domitian über die Christen ergehen ließ, (die sogenannte zweite) auch den Bischof Clemens betraf. Diese Ungewißheit hat die römische Kirche übrigens nicht gehindert, ihn unter die Zahl der Märtyrer zu setzen; sie gründet also sein Märtyrerthum auf das Ansehen der Tradition. Er ist, wie dieselbe angiebt, beim Ablaufe des ersten Jahrhunderts zu den öffentlichen Arbeiten verurtheilt worden;

eine Strafe, von welcher ihn der Tod wohlthätig befreite, und die bei einem so weit vorgerücktem Lebensalter Marter genug seyn mußte, wäre die Thatsache selbst hinlänglich erwiesen. Clemens starb, nach dem Berichte des Eusebius, im dritten Jahre der Regierung Trajans, also im hundertsten der christlichen Zeitrechnung.

Man hat ihm außer dem Briefe an die Corinther noch manche andere Schriften beigelegt; sie sind sämmtlich unächt. Dahin gehört ein zweiter Brief an die Corinther, wiewohl derselbe in ein tiefes Alterthum zurückgeht. Eben so wenig ist Clemens Verfasser der fünf Briefe, die er vorgeblich an mehrere namhafte Personen geschrieben haben soll. Die Regeln und Verordnungen der Apostel rühren auf keinen Fall von ihm her, sie sind unläugbar ein Werk späterer Zeiten. Die Recognitiones, die ihren Namen dem Umstande verdanken, daß darin unter verschiedenen Lebensumständen des Clemens auch die Wiedererkennung seiner Aeltern vorkommt, gehören ihm ebenfalls auf keine Weise an, trotz der Zeugnisse einiger spätern Schriftsteller, die ihn als Verfasser desselben anführen. Das Reisebuch des Petrus, itinerarium Petri, welches zu den Zeiten des Photius den sogenannten Recognitionibus Clementinis als Vorrede beigefügt war, verräth augenfällig einen erdichteten Ursprung.

Euaristus, römischer Bischof. 100 bis 109.

Was Euaristus während seiner amtlichen Laufbahn Denkwürdiges gethan oder erlitten hat, bleibt bei dem Mangel an sichern und ergiebigen Nachrichten ungewiß. Er folgte Clemens am Schlusse des ersten Jahrhunderts unmittelbar nach, und stand der römischen Kirche neun Jahre vor.

Einige Geschichtschreiber haben dem Anakletus einen Platz nach Clemens anweisen wollen; diese chronologische Folge ist falsch und beruht auf der irrigen Meinung, als seyen Kletus und Anakletus verschiedene Personen; ein Fehlgriff, der schon früher gehörigen Orts gerügt worden ist. Die Kirchengeschichte des Eusebius setzt den Tod des Euaristus um das Jahr 109. Die Chronik desselben Schriftstellers läßt ihn zwei Jahr eher sterben (107); die erste Angabe ist die genauere, die allgemein befolgt wird. Die Chronologie des Eusebius steht in seiner Kirchengeschichte auf einer festern Grundlage als in seiner Chronik; diese, die früher erschien, muß aus jener in widersprechenden Fällen berichtigt werden. Dem Euaristus sind zwei Dekrete untergeschoben worden; in dem einen soll er Rom in gewisse Parochien eingetheilt haben, in dem andern wird ihm eine Anordnung beigemessen, vermöge deren jederzeit sieben Diakonen ministriren mußten, wenn ein Bischof predigte. Beide Nachrichten sind anerkannt falsch. Auch die Weihung der Kirchen, die höchstwahrscheinlich erst in einem ungleich spätern Zeitalter Sitte wurde, soll ursprünglich von Euaristus herrühren. — Im Fortgange der Erzählung sollen ähnliche falsche Angaben sparsamer erwähnt oder ganz verschwiegen werden; beim Anfange der Geschichte muß man sich so nachdrücklich als möglich dagegen verwahren, um anmaßlichen Eingriffen ihr Ziel zu setzen.

Unter Euaristus brach 107 die dritte Verfolgung der Christen aus, die indeß diesen Bischof nicht persönlich traf.

Unter der kurzen wohlthätigen Regierung des Kaisers Nerva (96—98) genossen die Christen Ruhe und Sicherheit; der wohldenkende und wohlwollende Fürst war ein erklärter Feind verfolgungssüchtiger Angeberei, und hielt dieses schändliche Gewerbe mit angemessenem Nachdruck nieder. Uebrigens blieb das Christenthum auch unter ihm eine **religio illicita**, oder nach römischen Begriffen, ein gesetzwidriger Gottesdienst, dem man schon die möglichsten Begünstigungen zu gewähren glaubte, wenn man ihn als gleichgiltig behandelte. Wahrscheinlich hatte das Christenthum, gefördert durch seine innere Macht und von außen wenigstens nicht gewaltsam beschränkt, in der letzten Zeit beträchtlich an Ausbreitung gewonnen; die raschen Fortschritte desselben erregten dem Nachfolger Nerva's, Trajan (98—117) Besorgnisse für das Fortbestehen des Staatswohls, das nach der öffentlichen Denkart unzertrennlich an die Herrschaft des Heidenthums gebunden war; daraus erklären sich die strengen Maßregeln, zu denen sich jetzt ein Kaiser genöthigt fühlte, den die Römer nicht mit Unrecht durch den Ehrennamen des Besten (**Optimus**) auszeichneten. (Im Jahre 99 erließ er ein neues Gesetz gegen geschlossene Verbindungen (Hetärien) das also auch den abgesonderten Verein der Christen anging. Der jüngere Plinius, durch seine Briefe als feiner und angenehmer Schriftsteller bekannt, kam als Statthalter von Bithynien und Pontus häufig in amtliche Verwickelungen mit den dort zahlreichen Christen, die sich nicht bloß in den Städten, sondern auch auf dem Lande ausbreiteten. Der heidnische Gottesdienst litt auffallend unter dem Ge-

Alexander, röm. Bischof. 109 bis 119.

deihen des vermeinten Aberglaubens, denn dafür hielt auch der sonst aufgeklärte Plinius die Christuslehre. Er ging bei seinen Untersuchungen über die Beschaffenheit der drohenden Gefahr tiefer in die Sache ein, als die Römer sonst pflegten; das Ergebniß seiner Nachforschungen gereichte den Christen, insofern er sie bloß sittlich würdigte, zur Ehre; betrachtete er sie hingegen als Unterthanen, — und diesen Gesichtspunkt hielt er mit einseitiger Staatsklugheit unwandelbar fest, — so schienen sie ihm die Bande der öffentlichen Ordnung zu lösen und aus diesem Grunde strafende Vorkehrungen nothwendig zu machen. Er gebot den Christen zu verläugnen, die Götter anzurufen, der Büste des Kaisers wie den Büsten der Götter Weihrauch zu streuen, Libationen darzubringen und Christo zu fluchen. In dem Falle, daß sie diesen Vorschriften nicht nachkamen, drang der Statthalter dreimal unter Androhung der Todesstrafe auf Verläugnung; beharrten sie bei ihrem Bekenntniß, so verurtheilte er sie alsdann zum Tode; den Fügsamen wurde verziehen. Viele schwache Gemüther, die sich früher, begünstigt von den Zeitumständen, dem Christenthum mehr äußerlich als innerlich zugewandt hatten, fielen wieder ab; der Erfolg war für den Augenblick so täuschend, daß Plinius glauben konnte, durch die getroffene Verbindung von Strenge und Milde das beabsichtigte Ziel zu erreichen. Der Bericht, welchen Plinius in dieser Angelegenheit dem Kaiser Trajan überreichte (Plin. epist. 10, 97) hat in der Kirchengeschichte Anlaß zu sehr interessanten und zum Theil abweichenden Forschungen gegeben. Trajan theilte die Ansichten seines Statthalters; er

befahl, man solle die Christen nicht aufsuchen; würden sie aber angegeben und überführt, so solle man sie bestrafen, ohne daß er sich näher über die Art und Weise und den Grad der Strafe erklärte; er hielt eine durchgreifende Bestimmung für unmöglich und unzulässig. Die Todesstrafe scheint das Hauptmittel gewesen zu seyn, das man gegen die standhaften Bekenner des Christenthums anwandte; die Abfallenden begnadigte man; denn im Ganzen neigte man sich zur Schonung und wollte nur dann strafend eingreifen, wenn es, wie man glaubte, unumgänglich nothwendig sey.

Das Verfahren des Kaisers Trajan beweist aufs deutlichste, daß er das Christenthum als **religio illicita** (unerlaubten Gottesdienst) behandelt wissen wollte. Die Leidenschaft wüthender Volkshaufen, die Feindseligkeit gewaltsamer Statthalter, die entweder ein wirkliches Interesse an der Unterdrückung der Christen nahmen, oder ein solches aus Gefälligkeit gegen die öffentliche Meinung und die Regierung listig heuchelten, mußten von mehreren Seiten Ungewitter über der kämpfenden Kirche zusammenziehen, von denen man höheren Orts schwerlich nähere Kenntniß nahm, die man wohl gar recht geflissentlich mit Stillschweigen überging.

Der Kaiser Hadrian, Nachfolger des Trajan (von 117 — 138) hing mit großem Eifer an der väterlichen Religion und ihrem Ceremoniendienst; auf seiner vieljährigen Reise durch das Gebiet seines weitläufigen Staats empfing er in Griechenland (124) die Weihe aller hellenischen Mysterien. Diese ächtheidnische Gemüthsrichtung des Kaisers dünkte den erhitzten Gegnern

des Christenthums eine sichere Schutzwehr, um unter ihr, offne gewaltthätige Angriffe zu unternehmen. Der Drang der Noth gab dem Quadratus und Aristides den Entschluß ein, sich ihrer bedrängten Glaubensgenossen in zwei Vertheidigungsschriften anzunehmen. Hadrian war fromm nach der Sitte seines Volks, aber auch gerecht, wenigstens so lange, als seine ausschweifende Eitelkeit unverletzt blieb. Der Proconsul von Kleinasien Serennius Granianus, ein abgesagter Feind des eingetretenen regellosen Strafverfahrens gegen die Christen, wie es der zügellose Pöbel nur allzu oft ausübte, machte dem Kaiser darüber die dringendsten Vorstellungen, worauf der Letztere sich in dem Schreiben an Minucius Fundanus, dem Nachfolger des erwähnten Proconsuls folgendermaßen erklärte:

„Ich habe ein Schreiben des wackern Serennius Granianus, eures Vorgängers erhalten. Der Gegenstand, den es betrifft, verdient eine ernstliche Erwägung, damit man auf der einen Seite die Veranlassung zu Unruhen, und auf der andern zu Verläumdungen meide. Wenn die Bewohner einer Provinz etwas gegen die Christen beabsichtigen, so mögen sie dieselben dem Gerichte gegenüberstellen, nachdem sie sich deshalb über ihre Glaubwürdigkeit ausgewiesen haben. Laßt aber keine unbestimmte und allgemeine Beschwerde zu, und gebt ihr keine Folge, wenn sie blos von einem öffentlichen Gerüchte ausgeht. Hat jemand eine unmittelbare Klage gegen sie im Sinn, so gebührt es sich, ihm die gehörige Aufmerksamkeit zu widmen, und ist es ausgemacht, daß sie eine den Gesetzen zuwiderlaufende Handlung begangen

haben, so verurtheilt sie nach Maßgabe derselben. Erweist sich im Gegentheil die Anklage als Verläumdung, so straft die Verläumder nach dem für diese Fälle statthaften Gesetze."

Diese Maßregeln sehen in mancher Hinsicht einem Toleranzedikte ähnlich, darauf waren sie aber keineswegs berechnet, sondern sie sollten blos dem tumultuarischen Einschreiten vorbeugen und den Strafhandlungen im Allgemeinen gesetzliche Formen vorschreiben.

Die Geschichte des Bischofs Alexander ist übrigens eben so dunkel als die seines Vorgängers. Die Verehrung, welche die katholische Kirche ihm als Märtyrer weiht, läßt sich nach ihrem ursächlichen Thatbestande nicht gehörig nachweisen. Alexander soll im Jahr 119 als Märtyrer gestorben seyn. Die Stellung der Christen mag in den ersten Regierungsjahren Hadrians noch mehr gefährdet worden seyn als in der spätern Zeit, wo er einschränkende Verordnungen aufstellte, die von wohlwollenden Statthaltern zum Vortheile der Christen leicht weiter ausgedehnt werden konnten, und selbst den übelwollenden, gewisse, wenigstens scheinbare Grenzen der Mäßigung anwiesen. Daß die beglaubigte Geschichte von dem Märtyrerthum Alexanders schweigen konnte, auch wenn es wahrhaft Statt gefunden hat, darf kein Befremden erregen, wenn man die Lage der Dinge genau ins Auge faßt. Die damaligen Christen, schon durch die Natur ihres Glaubens und ihrer geselligen Verhältnisse auf einen gewissen Separatismus hingewiesen, schlossen sich zuverlässig in Zeiten der Bedrängniß und Verfolgung noch genauer an einander; sie lebten so zu sagen blos

unter, mit und für sich; was in ihrem Kreise in der Nähe oder Ferne Denkwürdiges geschah, das bewahrten sie zunächst in mündlicher Ueberlieferung oder auf dem Wege des Briefwechsels; vielleicht erhielt es für sie einen besondern Reiz durch die Sorgfalt der Liebe, mit welcher sie es der Oeffentlichkeit entzogen, und wenn sie auch nicht gerade ein Geheimniß daraus machten, so gaben sie ihm doch vermuthlich lieber ein exoterisches als esoterisches Ansehen. Und je voller Gedächtniß und Herz mit Lieblingsgegenständen angefüllt sind, desto weniger bedarf es überhaupt der schriftlichen Aufzeichnung; sie scheint den tiefdurchdrungenen Seelen nicht blos überflüssig, sondern auch unnatürlich.

Sixtus, röm. Bischof. 119 bis 128. Nach dem Berichte des Eusebius hat Sixtus die römische Kirche nicht volle zehn Jahre geleitet; er kam nämlich im dritten Regierungsjahre Adrians (119) in den Besitz seiner Würde, und starb unter jenem Kaiser gegen das Ende des Jahres 128.

Der behauptete Märtyrertod des Sixtus hat keine befriedigenden Zeugnisse für sich; die Lage der Dinge könnte ihn sogar unwahrscheinlich machen, wenn es nicht zu gewagt wäre, auf einen herrschenden Zwischenzustand ein besonderes Urtheil zu stützen. Denn seitdem Adrian verboten hatte, die Christen wegen bloßer Religionsmeinungen zu bedrängen, fand bis zum Antritt der Regierung Mark Aurels 161 keine eigentliche Verfolgung statt; es scheint sonach, als habe auch Sixtus nicht als Opfer einer solchen fallen können. Es verdient aufmerksame Beachtung, daß Clemens bei der domitianischen Christenverfolgung mit dem

Leben davon kam und eben so auch Evaristus bei den harten Zwangsmitteln, welche der Kaiser Trajan verordnete; nach der Meinung der Kirche gelten Clemens und Evaristus bekanntlich für Märtyrer. Die römischen Bischöfe müssen entweder zu ihrer Gemeine in ganz eigenthümlichen Verhältnissen gestanden haben, die kaum irgendwie zu errathen sind, weil sie als Oberhäupter der Kirche bei den Drangsalen derselben frei ausgehen konnten; oder es verhielt sich mit jenen Verfolgungen, besonders mit den Formen des gerichtlichen Verfahrens weit anders, als wir uns vorstellen; oder die römische Bischofswürde schien der kaiserlichen Regierung ein so geringfügiger Gegenstand, daß sie ihn keiner öffentlichen Aufmerksamkeit werth hielt, und ihren Mangel an Achtung in die Gestalt der Schonung kleidete.

In einigen Ausgaben des Chronicon von Eusebius wird dem Telesphorus die Erfindung und Einführung des vierzigtägigen Fastens zugeschrieben; allein die besten Ausgaben und Handschriften dieses Buches sind frei von dem verdächtigen Einschiebsel. Es gehört zu der Schwachheit verschiedener katholischer Schriftsteller, daß sie Einrichtungen, Anstalten, Sitten, Gewohnheiten, Rechte, die einer spätern Zeit zukommen, gern in die frühste und wo möglich in die Wiege des Christenthums verlegen; der Cardinal Baronius hat sich oft und auch bei dieser Gelegenheit wieder jene unverzeihliche Blöße gegeben.

Telesphorus, röm. Bischof. 128 bis 139.

Unter dem Kaiser Antonius Pius (138—161), dem Nachfolger Hadrians, ließ die Kraft der Edikte merklich nach, durch welche der Letztere die Verfolgungswuth des aufgereizten Volkes hatte

zügeln wollen. Der wohlgesinnte, eben so menschenfreundliche als erleuchtete Fürst war unschuldig an den wilden Ausbrüchen des fanatischen Eifers. Es ist die Frage, ob sein Arm lang genug war, die willkürlichen Eingriffe des großen Haufens mit Gewalt zu hemmen, gesetzt daß man auch seinem ruhigen, gehaltenen Charakter die dazu nöthige Willensstärke beimessen darf; es scheint vielmehr, daß die öffentlichen Drangsale, welche von mehreren Seiten hereinbrachen, die Beschwichtigung der leidenschaftlich aufgeregten Gemüther unmöglich machten. Zu den Schrecken der Hungersnoth gesellten sich die Ueberschwemmung der Tiber, Erdbeben in Kleinasien und auf der Insel Rhodus, verheerende Feuersbrünste zu Rom, Antiochia und Carthago; das furchtbare Wachsthum des allgemeinen Elends dünkte dem unaufgeklärten Volke ein Strafgericht der beleidigten Götter, wodurch sie den Abfall von der väterlichen Religion rächen und den Fortschritten des Christenthums Einhalt thun wollten. Wie nachdrücklich sich auch der Kaiser in mehreren Zuschriften an die griechischen Staaten gegen die gewaltsamen Mißhandlungen der Christen erklärte, wie entschieden er auch auf gesetzliche Mäßigung dringen mochte, denn vollkommne religiöse Duldung schloß der Sturm der Zeit unbedingt aus; so blieben seine erlassenen Vorschriften doch nicht viel mehr als gutgemeinte Wünsche. Als Oberhaupt des Staates, dem die Erhaltung der herkömmlichen Ordnung die erste Pflicht war, mußte Antoninus Pius bei seinen Versuchen, das Schicksal der Christen zu mildern, nothwendig mit umsichtiger Gemessenheit verfahren; und da ihm eine beson-

dere Gewissenhaftigkeit im Punkte des herrschenden Cultus nachgerühmt wird, so war er auch insofern an gewisse unübersteigliche Schranken gebunden. Darum ist das ihm beigelegte Reskript an die kleinasiatischen Repräsentanten zuverlässig unächt; es verräth offenbar mehr das Patronat eines christlichen Sachwalters als den Ton eines römischen Kaisers. Der Inhalt desselben geht darauf hinaus, daß die Christen nur wegen erwiesener politischer Vergehen bestraft werden sollten; wer sie als Christen anklage, der habe dadurch selbst Strafe verwirkt.

Unter den damaligen Umständen war ein römischer Bischof augenscheinlich der größten Gefahr ausgesetzt; mochte er in seiner gewagten Stellung noch so viel Wachsamkeit an den Tag legen, so waren die Angriffe des feindseligen Heidenthums doch zunächst wohl am meisten auf ihn als das Haupt der verhaßten Kirche gerichtet, die in Rom, dem Sitze der weltlichen Herrschaft, die erbitterten Anhänger und Vertheidiger derselben, stärker zur Rache reizen mußte als irgendwo.

Telesphorus ist nach der mehrmals berührten Versicherung des Irenäus der erste römische Bischof, der um des christlichen Glaubens willen den Märtyrertod erlitten hat. Ueber die nähern Umstände seines Märtyrerthums fehlt es an Nachrichten; es wird übrigens in den Anfang der Regierung des Antoninus Pius oder in das Jahr 139 gesetzt. Aus welcher Quelle Llorente die folgende Erzählung geschöpft hat, bleibt dahin gestellt. „Ein falsch verstandener Eifer, so sagt er, brachte den heiligen Telesphorus aufs Blutgerüst. Er konnte es nicht ruhig ertragen, daß die Römer

den Göttern des Reichs ihre Huldigung darbrachten, sondern eiferte laut gegen die Anbeter derselben. Die heidnischen Priester legten ihr Gewicht in die Wagschale, und Telesphorus wurde zum Tode verurtheilt. Daß er die christliche Religion predigte, insofern ihm die Regierung Erlaubniß dazu gab, begreift man; wurde ihm die öffentliche Verkündigung seines Glaubens verboten, und suchte er nur solche zu bekehren, die seinem Unterricht freiwillig und in der Stille entgegen kamen, so mochte auch dieß hingehen. Aber die Gesetze des Staats durch Angriffe auf die eingeführte Religion zu erschüttern, kommt als ein Verbrechen gegen die bürgerliche Ordnung heraus."

Das eigentliche Unrecht des Telesphorus ist nach dieser unbestimmten Angabe schwer auszumitteln. Die Anbetung der Götter durfte er als gehorsamer Unterthan auf keine Weise bekämpfen; in welchem Sinne und Grade er dieß gethan hat, ob der Mißverstand die Anklage nicht falsch einleitete, oder gröblich übertrieb; ob dasjenige geradezu ein Angriff heißen darf, was vielleicht nur eine abgedrungene Vertheidigung des Christenthums oder ein gelegentlicher Versuch zum Vortheile des letztern war; oder ob die Begeisterung für die erkannte Wahrheit wirklich so ganz alle Lehrweisheit verläugnete, daß sie darüber in Rom selbst die bisherige Duldung des neuen Glaubens gefährdete, läßt sich unmöglich mit Sicherheit ausmachen. Ist Telesphorus in seinem unklugen und pflichtwidrigen Freimuth wirklich so weit gegangen, wie Llorente wissen will, und hat er deshalb den Märtyrertod erlitten, so läßt sich dann mit hoher Wahrscheinlichkeit ver=

muthen, daß seine Vorgänger die Rettung ihres Lebens hauptsächlich der umsichtigen Mäßigung verdankten, mit welcher sie das Bekenntniß der Wahrheit ablegten.

Zu der Zeit, wo Hyginus, der Nachfolger des Telesphorus der römischen Kirche vorstand, kam der Einfluß gnostischer Meinungen offener als bisher zum Vorschein. In der Geschichte der Sekten lassen sich zwei geistige Hauptrichtungen annehmen, und will man in das Chaos der oft verworrenen und noch öfter durch die Darstellung getrübten Nachrichten einen auch nur einigermaßen begreiflichen Zusammenhang bringen, so ist die Annahme zweier vorherrschenden Denkweisen fast unumgänglich, die jedoch nicht in der Form eines ausgearbeiteten Systems zusammengingen, vielmehr höchst individuelle Ansichten neben sich her aufnahmen und in bunter Verschmelzung einigten. Den einen Weg betraten die judaisirenden Sekten, den andern schlugen die gnostischen Denker ein, deren unterscheidende Lehren aus einem Gemisch von orientalischer Theosophie und christlichen Ansichten bestanden.

Hyginus, röm. Bischof. 139 bis 142.

Unter der Gnosis *) verstand man in dieser Zeit nach dem gangbaren Sprachgebrauche eine tiefere Einsicht in das Wesen und die Verbindung der Religionslehren; eine Bedeutung, die man gar bald auch auf das Christenthum anwandte, da dieses in seiner erhabenen Einfalt und Tiefe dem forschenden Nachdenken die mannigfaltigsten Anschließungspunkte darbietet. Bald bildete sich die

*) Neander's allgem. Geschichte der christlichen Religion und Kirche. I. Bds. 2. Abthl.

Gnosis, welche ursprünglich blos eine hellere, umfassendere Erkenntnißart bezeichnete, zu einem schärfern Gegensatz zwischen einer Religion der Vollkommneren oder vorzugsweise Geweihten und dem Autoritätsglauben der sinnlichen Menge; diese, so meinten jene höher Erleuchteten, klebe mit geistiger Beschränktheit an der äußern symbolischen Hülle, während sie sich selbst im Besitze der reinen Ideen träumten; sie betrachteten sich im Laufe der Zeit immer mehr als Pneumatiker d. h. als die begünstigten Kinder des göttlichen Geistes und sahen mit vornehmer Weisheit auf den großen Haufen herab, den sie sich als Sklaven des Materiellen dachten und mit dem Namen der Psychiker belegten. Je mehr die Spekulation über die praktische Religionskenntniß vorwaltete, desto bestimmter nahm jene die Gestalt einer Geheimlehre oder einen esoterischen Charakter an und stellte sich als solche über die herrschende Vorstellungsweise hinaus, die, weil sie gleichsam nur im Vorhofe, nur an der Schwelle des Heiligthums verweilte, als exoterisch angesehen wurde.

Die Macht der von den Gnostikern früher eingesogenen Grundbegriffe war so groß, daß sie sich nicht entschließen konnten, dieselben dem Christenthum mit gläubiger Hingebung aufzuopfern; sie gingen vielmehr recht geflissentlich darauf aus, sich statt des geoffenbarten Christus einen Theosophischen zu erkünsteln, d. h. einen solchen, den sie mit brütendem Vorwitz aus der angeblichen Fülle und Lauterkeit ihrer Schulweisheit hervorzogen und durch eingebildete, meistens leere Beziehungen ummodelten. Es fand damals unter dem römischen Scepter ein sehnsüchtiger, schier

gewaltsamer Ideendrang statt, der Nahes und Fernes, Altes und Neues, Heidnisches und Christliches, Orientalisches und Occidentalisches durch geselligen Umtausch in Berührung und Umschwung setzte; wie es gewöhnlich zu ergehen pflegt, wenn die geistige Welt durch große Erschütterungen aus ihren Fugen gerissen wird; sind nämlich die ersten durchgreifenden Wirkungen vorüber, oder treten sie in ruhigern Massen zusammen, so entwickelt sich daraus in grüblerischen Köpfen das Bestreben den frühern Besitzstand mit den Erwerbungen der Gegenwart, so weit es angeht, in befriedigende Uebereinstimmung zu bringen. Dieser verschmelzende Bildungstrieb ergriff die Gnostiker mit besondrer Kraft und rief die Verschiedenheit ihrer Systeme hervor, in denen bei allen Abweichungen ein gemeinschaftliches Grundstreben nicht zu verkennen ist. Das Judenthum widerstand ihnen als eine zu kleinliche, bedingte, rohe Erscheinung; der Platonismus als eine zu geschlossene und geregelte Denkform; und auch das Christenthum dünkte ihnen für die ungemessenen Ansprüche der Vernunft ein zu enger und drückender Spielraum. Die allgemeine Richtung, in welcher sie mehr oder weniger zusammentrafen, lag in dem leitenden Gedanken der durch Christum gestifteten Erlösung, die sie nach ihrer eigenmächtigen Weise vielfältig umwandelten und mit überraschenden, oft sehr abenteuerlichen Zuthaten ausschmückten. „Die Idee der Wiederherstellung der gestörten Weltharmonie, der Zurückführung einer gesunkenen Schöpfung zu ihrem Urquell, der Wiederverknüpfung von Himmel und Erde, der Offenbarung eines über die Schranken der

Menschennatur erhabenen, überschwänglichen göttlichen Lebens in der Menschheit, eines neuen Entwicklungsganges, der in die ganze irdische Weltordnung eingetreten sey — das waren die geistigen Grundanschauungen, die der gesammten Gnosis eine neue, großartige Richtung mittheilten."

Man darf den üppigen Vortrag solcher Gnostiker, welche eine entschiedene Neigung zur orientalischen Theosophie beurkundeten, nicht nach kalten, abgewogenen Forderungen des Verstandes messen; sie lebten nicht in Begriffen, sondern in Bildern, daher nimmt der kühne Aufschwung der Spekulation bei ihnen gern und häufig eine mythologische Gestalt an, die man mit schonender, nachhelfender Hand abstreifen muß, will man durch die Schale bis zum Kerne dringen. — Wie ist der Uebergang vom Endlichen zum Unendlichen zu denken und der Anfang einer Schöpfung? In welchem Verhältniß steht Gott zu der materiellen, ihm so stark widersprechenden Welt? Woher rührt das Mangelhafte und besonders der Quell des Bösen in ihr? Wie besteht es neben und mit der Heiligkeit Gottes? Woher die mannigfaltigen Abstufungen unter den Menschen in Absicht auf Geist und Sinnlichkeit? Das waren die Gegenstände, welche die Gnostiker zunächst und vorzüglich beschäftigten; sie betrafen jene ewigen Räthsel, die keine Anstrengung des Geistes durchdringt, und wenn jene dabei die einfache Vorstellung der Schrift abwiesen, gestützt auf den Grundsatz: „Aus Nichts wird Nichts;" so mußte natürlich ihre haltungslose, ungestüme Vernunft auf seltsame Meinungen gerathen, die in ihrer gewagten Sprache noch wun-

derlicher erschienen; ähnliche Anklänge des Geistes haben sich übrigens immer gefunden und sind auch in unsern Tagen für denjenigen noch nicht ganz verschollen, der ein Ohr für diese verwandten Tonarten hat. Es war ihre Lieblingsidee, alles Seyn aus dem höchsten Seyn der Gottheit abzuleiten; an und für sich eine schlechthin nothwendige und giltige Vorstellungsweise, der sie aber eine zu greifliche, gleichsam körperliche Anschauung unterlegten. Man bezeichnet diese Ansicht mit dem Namen der Emanationslehre, weil sie alle Ströme des Daseyns zuletzt in einen göttlichen Urquell zusammenfaßt. Sie sprachen diese Gedanken auf verschiedene Weise aus, bald unter dem Bilde einer Zahlenentwickelung aus einer Einheit, eines ausgehenden Lichtes von einem Urlichte, einer Entfaltung der göttlichen Kräfte oder Ideen, die sich zur Selbstständigkeit drängen, eines Aussprechens in einer Reihe von Sylben und Tönen bis zum lautern und stilleren Nachhall. Wollte Gott nach ihrer Meinung aus seinem innersten Wesen heraustreten, sein Leben nach außen mittheilen, so mußte er sich selbst beschränken; der christliche Begriff einer Herablassung Gottes steht damit in sichtbarer Verbindung, nur mit dem Unterschiede, daß die Herablassung eben als ein Akt der höchsten Vollkommenheit gedacht wird, worin aber, näher und wissenschaftlich untersucht, ebenfalls ein unergründliches Räthsel liegt. Die einzelnen Offenbarungsweisen Gottes nannten sie Aeonen; da dieser Ausdruck ursprünglich etwas von Ewigkeit Feststehendes anzeigt, so befaßten sie darunter bald die verschiedenen göttlichen Urkräfte, deren Inbegriff ihnen

das Pleromna hieß; bald verstanden sie auch Gott selbst in seiner Allgenugsamkeit darunter. Eine Hauptstelle nahm ferner in ihrem System der Ursprung des Bösen ein. Ist der freie Wille Ursache des Bösen, und hat Gott dem Menschen den freien Willen verliehen, — so schlossen sie weiter — dann bleibt kein Ausweg übrig, als den Ursprung des Bösen auf Gott zurückzuführen. Sie scheiterten hier an der Klippe, welche die Spekulation schon so oft irre geführt hat, nämlich an dem Glauben, daß zwischen der Zulässigkeit und Ursächlichkeit des Bösen von Seiten Gottes kein Unterschied statt finde. Die Emanationslehre führte sie von selbst an dem Faden einer täuschenden Consequenz zur Annahme zweier ungleichartigen Grundkräfte, oder Principien, aus deren durchgreifendem Gegensatz die Mischung des Guten und Bösen in der irdischen Welt hervorgehe. Diese Ansicht begreift man unter dem Namen des Dualismus. Im Wesentlichen blieb sie zwar dieselbe, äußerte sich aber doch auch nach der einen und der andern Seite mit einem gewissen nationalen Uebergewicht; die griechische Auffassungsform neigte sich stärker zur Spekulation, die orientalische Anschauungsweise liebte dagegen mehr ein poetisches Gewand; an jener erkennt man den Zug der alexandrinischen, an dieser das Streben der syrischen Gnosis; — es versteht sich, daß diese Behauptung immer nur im Allgemeinen gilt und sich nicht auf alle einzelne Darstellungen methodisch anwenden läßt. Die alexandrinische Gnosis befaßte sich namentlich viel mit dem platonischen Begriff der Hyle; (ὕλη); sie stellte das Todte, Wesenlose, die Schranke vor,

vermöge welcher die eigenthümlichen Gestaltungen des durchgehenden Lebensprozesses begrenzt und gebunden sind. Die syrische Gnosis, die auf poetischen Einfluß fußte, schloß sich vorzüglich der Lehre vom Ahriman (dem bösen Grundwesen) und seinem Reiche an, und trieb später in dem Manichäismus Zweige. In einem Hauptpunkte stimmten die Gnostiker zusammen, darin nämlich, daß sie die irdische Ordnung der Dinge für das Werk eines untergeordneten Weltbildners (des Demiurgos) und sein Schaffen und Walten nur für einen groben Schattenriß hielten, in Vergleichung mit dem Abglanze des höchsten Wesens in den Kreisen seiner reinen Machtentwickelung.

Zur Zeit des römischen Bischofs Hyginus erschienen die beiden Gnostiker Valentin und Cerdo in Rom; jener kam aus Egypten, dieser aus Syrien. Die eigenthümlichen Meinungen, wodurch sie sich unterschieden, lassen sich nicht kurz und scharf bezeichnen; sie brachten übrigens durch ihre Lehre einen nicht geringen Eindruck hervor und vielleicht um so leichter, je weniger sie verstanden wurden. Es fehlt an sichern Winken über die Art und Weise, wie Hyginus ihnen entgegentrat *); denn unmöglich konnte ihm ihr unruhiges und störendes Treiben gleichgiltig bleiben, wenn sie nicht vielleicht auf ihre Anhänger in der Stille wirkten. Uebrigens ließ sich das Verhältniß ihres Gnosticismus zu dem feststehenden Kirchenglauben nicht so gleich klar übersehen, und es ist die

*) Stolberg, Gesch. d. Rel. Jesu behauptet, daß Cerdo zweimal aus der römischen Kirchengemeinschaft gewiesen worden sey.

Frage, ob Hyginus mit der fremdartigen Schulweisheit vertraut genug war, um ein sicheres Urtheil fällen zu können und zu wollen. Es kann auch seyn, daß die Geschichte deshalb von seinen Bemühungen gegen jene beiden namhaften Irrlehrer schweigt, weil er keinen äußern Zwang anwandte, sondern den Weg der Ueberzeugung versuchte, in Uebereinstimmung mit den Mitteln, die ihm sein sittliches und kirchliches Ansehen gewährten. So lange die Irrlehren noch zu den seltneren Ausnahmen gehörten, traf die Kirche wohl auch nicht sogleich förmliche und kräftige Vorkehrungen gegen dieselben, sie konnten also leichter unbemerkt durchschlüpfen. Der Ausdruck Ketzer ist übrigens nicht mit dem Namen Schismatiker zu verwechseln. Ketzer hießen diejenigen, welche in den Lehrbestimmungen auf eine irrige und unstatthafte Weise von dem katholischen Bekenntniß abwichen; Schismatiker solche, welche sich in Gegenständen der wirklichen Zucht und Verfassung streitend absonderten. Die römische Kirche erwähnt des Hyginus als Märtyrer; die Geschichte giebt darüber zwar keine genügende Auskunft; da aber die gesammte Wirksamkeit dieses Bischofs in Dunkel gehüllt ist, so darf man füglich auch über seinen Tod keine nähern Aufschlüsse erwarten. Die Lage der Kirche war übrigens unter der Regierung des Antoninus Pius von der Art, daß Gewaltthätigkeiten gegen das Oberhaupt der römischen Kirche nicht befremden dürfen. Es ist eben so unkritisch, historische Behauptungen ohne alle sichere Gewähr aufzustellen als Thatsachen der Ueberlieferung schon darum zu verwerfen, weil ihre Fortpflanzung nicht authentisch verbürgt ist.

In der Dekretalensammlung des Pseudo-Isidor werden diesem unbescholtenen Bischofe, der mit gesegnetem Erfolge an den Fortschritten christlicher Lehre und Gesinnung gearbeitet haben soll, Verfügungen untergeschoben, die, wenn sie ächt wären, auch seine Sorge für die Aufrechthaltung der Kirchenzucht beweisen würden. In seiner nähern Umgebung, dafür bürgt die Reinheit seines Lebens, mag er allerdings ein wachsames Auge auf die Sitten seiner Gemeine gerichtet haben, so weit dies nach den Vorstellungen und Gewohnheitsrechten der damaligen Zeiten möglich war. Denn da der Bischof, in Verbindung mit den Aeltesten, gemeinschaftlich die kirchliche Oberaufsicht ausübte und sonach die Befugniß hatte, sträfliche, unverbesserliche Mitglieder aus der Gemeinschaft des Glaubens zu stoßen oder den Bann über sie auszusprechen; so setzt eine solche Handhabung der Disciplin auch noch andere damit einstimmige Abstufungen der beschränkenden und regierenden Gewalt voraus. Allein ein bestimmtes anerkanntes Schiedsrichteramt in den Angelegenheiten entfernter Gemeinen fand noch nicht Statt, und konnte nicht Statt finden, wenn man den Bestand und Geist der verschiedenen kirchlichen Verhältnisse unbefangen beurtheilt. Noch war an keinen festgegliederten, geschlossenen Zusammenhang der zerstreuten Gemeinen zu denken; zwischen den größern Städten und der Nachbarschaft gab es allerdings vielfältige Berührungen, die jenen in dem Glauben und der Abhängigkeit der Umwohner ein Uebergewicht sicherten, wie sich dann das Schwächere, Getrennte überall an das Stärkere und Verbundene anlehnt; diese Unter-

Pius, röm. Bischof. 142 bis 157.

ordnung, die in ihrem Ursprunge unverkennbare Spuren einer freiwilligen Hingebung aufzeigte, wurde befestigt und getragen, theils von den Banden der politischen Anziehungskraft, theils von dem höhern Ansehen der frühern Stifter und Vorsteher, theils von der unmerklichen Macht der Gewohnheit; sie beschränkte sich jedoch vor der Hand auf engere Kreise, und wenn in diesen der Assimilationstrieb auch entschieden wirkte, so reichte er doch nicht hin, schon jetzt die weiten und entlegenen Gebiete des Christenthums zur Einheit zu verknüpfen, und die Spuren der vorangegangenen selbstständigen Entwickelung bis auf den Grund einer vollkommenen Uebereinstimmung zu verwischen.

Dies geht unter andern auch aus den kirchlichen Maßregeln hervor, welche die römische Gemeine gegen Marcion ergriff. Er war nach dem Berichte des Epiphanius zu Sinope im Pontus und zwar in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts geboren. Sein Vater bekleidete zu Sinope die bischöfliche Würde; der Sohn ist also wahrscheinlich nicht erst später vom Heidenthum übergetreten, wie Neander *) aus dem Entwick-

*) Neander's allg. Gesch. der christl. Religion und Kirche, ersten Bandes zweite Abtheilung, Seite 784, wo Marcions Leben und Bildungsgang aus einem zwar interessanten und neuen, aber auch gewagten und allzukünstlichen Gesichspunkt betrachtet wird. Dieser gemüthvolle, starkgläubige und scharfblickende Kirchenhistoriker scheint überhaupt eine etwas parteiische Vorliebe für Marcion zu verrathen; er möchte ihn wo möglich als einen verkannten Märtyrer darstellen, und übergeht mit

lungsgange seiner Lehre schließen will; denn einmal ist noch daran zu zweifeln, ob die letztere wirklich so abgeschlossen war, daß daraus Folgerungen über die nähern Lebensumstände des höchst eigenthümlichen Mannes zu ziehen sind, und dann stimmt auch die bischöfliche Würde des Vaters nicht wohl mit dem vorausgesetzten, frühern Heidenthume des Sohnes zusammen; jener müßte denn selbst erst später Christ geworden seyn. Nun nahm man aber neben andern Bestimmungsgründen bei der Verleihung geistlicher Aemter in der Regel auch Rücksicht auf die Zeit, wie lange und seit wann jemand der christlichen Kirche angehörte; es ist daher eben nicht glaublich, daß man einen solchen sollte zum Bischofe befördert haben, der nicht schon eine beträchtliche Reihe von Jahren Christ war, und in diesem Falle schwindet das vermeinte ursprüngliche Heidenthum M a r c i o n s gar stark zusammen; es

---

einem unbegreiflichen Stillschweigen den ärgerlichen Vorfall, weshalb derselbe nach den Aussagen der Geschichte von seinem Vater aus der Kirchengemeinschaft gestoßen wurde. Man darf auf die Ohnmacht und Verkehrtheit des menschlichen Willens kein zu groses Gewicht legen, wenn von ihrem Einfluß auf die persönliche Denkweise die Rede ist, weil Charakter und Ueberzeugung nicht immer und höchst selten durchgängig übereinstimmen und das Richteramt über den Einklang der Gesinnung und Grundsätze in der höchsten Instanz blos Gott dem Herzenkündiger gebührt; man darf aber auch umgekehrt das äußere Verhalten nicht völlig beseitigen, da es mit den religiösen Ansichten nach ihrem tiefern Grunde auch wieder in offenbarer Berührung steht.

müßte wenigstens, sollte man denken, bis auf seine Kindheit zurückgehen, wo es also in ihm noch nicht eben tief wurzeln konnte. Marcion hatte sich anfänglich zu einem ascetischen Leben bestimmt, d. h. zu der Ausübung jener höhern Pflichten, die auf die strengste Entsagung hinwiesen und mit den gewöhnlichen Genüssen einer erlaubten Sinnlichkeit einen schroffen Gegensatz bildeten. In der ersten Wärme seines religiösen Eifers *) schenkte er sein Vermögen ganz oder theilweise seiner Gemeine und suchte die Aufforderungen des Geschlechtstriebes mit gewissenhafter Enthaltsamkeit niederzukämpfen. Er hatte seine sittliche Kraft mit hochmüthigen Selbstvertrauen überschätzt, die Natur rächte sich an ihm, er unterlag den Verführungen der Fleischeslust und schändete eine Jungfrau. Schwärmerei und Sinnlichkeit sind nahe Verwandte, die oft desto vertraulicher neben einander wohnen, je mehr sie sich äußerlich abzustoßen scheinen. Marcion mochte es mit dem Streben nach vollkommner Tugend redlich gemeint haben, er fiel, wie alle, die sich einbilden mit aufgerichtetem Haupte zum Himmel empor zu blicken, während die irdischen Bande sie niederziehen. Der Bischof hob die Kirchengemeinschaft mit seinem gesunkenen Sohne auf, ein rühmliches Beispiel von der Sittenstrenge jener Zeit, und ließ sich weder durch Bitten noch durch das Geständniß der Reue zur Wiederaufnahme desselben bewegen. Der gedemüthigte

*) Pecuniam in primo calore fidei ecclesiae contulit. Tertull. adv. Marcion. lib. IV. cap. 4.

Marcion, der von seiner anmaßlichen Heiligkeit so kläglich und gleichsam im Fluge herabgestürzt war, und als reizbarer Charakter den öffentlichen Schimpf lebhaft empfinden mochte, begab sich hierauf nach Rom, wo er vielleicht in der weiten Entfernung von der Heimath nebenbei eine Linderung seines Schmerzes zu finden hoffte, höchst wahrscheinlich aber in der Absicht, sich dort wieder der Kirche anzuschließen. So stellt Epiphanius den Hergang der Sache dar, der es von keiner Seite an innerm Zusammenhang fehlt.

Ganz anders erklärt sich Neander darüber, er leiht dem Marcion für seine Reise nach Rom Absichten, die mit dem Bruche seiner ascetischen Gelübde nicht das Mindeste zu thun haben, und blos aus der Originalität seiner religiösen Meinungen hervorgehen sollen. In seiner ursprünglichen Richtung, so heißt es, war Marcion rein praktisch; der beschlossene Aufschwung seines Willens zum Ziele der Vollkommenheit verführte ihn zur einseitigen Verachtung des Natürlichen, das ihm mit dem Göttlichen unverträglich schien; seinem nach Gnade und Erlösung schmachtenden Herzen antwortete nirgends eine verwandte Stimme in der sichtbaren Welt; dieses sehnsüchtige, brennende Gefühl suchte er sich nun auch auf faßliche Weise in einer theoretischen Form auszudrücken, die aber von der drückenden Schwere seines unruhigen Gemüths unglücklicherweise zerbrochen wurde. Eben so wenig, als er Gott in der Natur vernahm, konnte er die Spuren desselben in der religiösen Gestalt des Judenthums entdecken; es widersprach nach seiner Vorstellung der Verfassung des neuen Bundes auf die härteste Weise, und er verstrickte und

verlor sich um so mehr in diese Uebertreibung, je fester er an der buchstäblichen Auslegung der jüdischen Urkunden hing. In Kleinasien herrschte damals eine biblische Erklärungsmethode, welche den verschiedenen Geist des alten und neuen Testaments roh und haltungslos zusammenmischte und das christliche Element dem jüdischen nachsetzte und aufopferte. Diese Unnatur reizte Marcion zum Unwillen und Widerspruch: „Der Kampf mit dieser zu jüdischen Richtung trieb ihn dann auch dazu, den Gegensatz zwischen dem alten und neuen Testament immer schroffer auszubilden und in manchen Dingen mit Unrecht eine Verfälschung des Christenthums durch Judaismus zu sehen. Diese seine Feindseligkeit gegen das alte Testament und manche mit demselben zusammenhängende Meinungen war vermuthlich die Ursache davon, daß er aus der Gemeine zu Sinope ausgeschlossen wurde. Er reisete hierauf nach Rom, um zu versuchen, ob er nicht in der Kirche der Welthauptstadt Freunde seiner Grundsätze, von denen er überzeugt war, daß sie die ächtchristlichen seyen, finden könne; und so manche antijüdische Richtung, welche damals in der römischen Kirche herrschte, durfte ihm Hoffnung dazu machen." Sollte denn aber das streitige Verhältniß zwischen Judenthum und Christenthum wirklich ein so mächtiges Moment gewesen seyn, daß Marcion deshalb von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen werden konnte, noch dazu von seinem Vater, der menschlicherweise gewiß alles gethan haben würde, um den Sohn zu retten, so weit es ihm seine bischöfliche Würde erlaubte? Die Verweisung aus der Kir-

chengemeinschaft, sollte man meinen, fand doch wohl nur Statt, wenn das gegebene Aergerniß von allen Seiten einleuchtete und die herkömmliche Ordnung unmittelbar und offenkundig zu gefährden schien: und das Auflehnen gegen den vorwaltenden Geist des Judenthums hätte wirklich für ein Versehen gegolten, das man glaubte mit dem Bann bestrafen zu müssen? Noch mehr; berührte der angebliche Fragepunkt nicht so feine Grenzlinien, daß es starken Zweifeln unterliegt, ob er unter solchen Umständen bei der kirchlichen Oberbehörde zur Sprache und Entscheidung kommen konnte? Marcion traf, wie es heißt, während seiner Anwesenheit in Rom dort mit dem ehrwürdigen Polykarp, Bischof von Smyrna zusammen; der letztere, den besondere Geschäfte nach der Welthauptstadt gerufen hatten, mochte über die Gründe, weshalb jener von der sinopischen Kirchengemeinschaft ausgeschlossen war, näher unterrichtet seyn. Als Marcion ihn fragte, ob er ihn noch kenne, soll er geantwortet haben: „Ja, ich erkenne den Erstgebornen des Satans." Wäre Marcion nun wirklich, bloß wegen jener oben erwähnten irrigen Meinungen über den unverträglichen Zusammenhang des Judenthums und Christenthums aus der väterlichen Gemeine gestoßen worden, hätte es damit nicht eine tiefergreifende, unmittelbare praktische Bewandniß; so konnte ihn der sanftmüthige Polykarp unmöglich zu einem Schooskinde des Satans stempeln; und gesetzt, daß die erzählte Anekdote auch erfunden ist, so beweist sie doch, daß über die schwere Straffälligkeit Marcions nur Eine Stimme war.

Um in die Gemeinschaft der römischen Kirche

aufgenommen zu werden, wandte er sich nicht gerade zu und ausschließend an Pius, sondern vielmehr an die Aeltesten der Gemeine; aus diesem Fingerzeige geht nebenbei hervor, daß der Bischof in der anhängigen Sache nicht eigenmächtig verfahren konnte; daß er bloß ein einzelnes Votum hatte, wenn es gleich natürlich ist, daß er als das erste Glied der Gemeine sein Urtheil mit einem besondern Nachdruck geltend machen durfte. Die Aeltesten erklärten in Verbindung mit dem Bischofe, daß sie Marcion nicht ohne Einwilligung seines Vaters den Rücktritt in die Kirche verstatten könnten, da sie mit jenem durch die Einheit des Glaubens in Gemeinschaft ständen, und auch mit ihm über die verhängte Strafe vollkommen einverstanden wären. Die römische Geistlichkeit war von Sinope aus schriftlich vor Marcion gewarnt worden; ein neuer Beweis, daß man sein Vergehen von der ernsthaftesten Seite nahm.

Die Art und Weise, wie Marcion für das dringende Bedürfniß seines Herzens in Rom eine neue kirchliche Zufluchtsstätte suchte, zeigt durchaus nicht die Form einer Appellation auf, und kann füglich weder für noch gegen dieselbe das Mindeste beweisen. Er tritt in Rom als Bittender auf, zieht weiter nichts als sein eigenes Gutachten zu Rathe, und beruft sich dabei eben so wenig auf ein ähnliches Beispiel als auf ein statthaftes Recht oder sonst eine namhafte Vergünstigung. Eine entschiedene, allgemein anerkannte Appellationsfreiheit ist in jener Zeit schon deshalb unglaublich, wo nicht unmöglich, weil sie die vollendete Organisation des katholischen Bundes

vorausſetzt, für welche die von einander entfernten Gemeinen noch nicht einmal vollkommen empfänglich, geſchweige reif waren. Auch müßte die Geſchichte für den angenommenen Fall weit andere und deutlichere Belege liefern; ſie weiſt hingegen überall nur auf gelegentliche, theilweiſe Vorbereitungen hin, ohne dem Blicke der Unterſuchung das Bild einer feſten ſyſtematiſchen Abrundung vorzuhalten. Daß übrigens bereits ein ziemlich allgemeines, obſchon noch dunkles Streben vorhanden war, gegenſeitig in engere Beziehungen zu treten und dieſelben ſo viel als möglich zu unterhalten und zu ſtärken, iſt als eine unausbleibliche Folge des religiöſen Bedürfniſſes anzuſehen, welches im Wachsthum des geſellſchaftlichen Austauſches eine wohlthuende Befriedigung fand. Wie weit derſelbe gediehen war, mehr durch Verwandtſchaft der frommen Geſinnung und durch ſchriftliche Uebereinkunft, da der Briefwechſel zwiſchen den verſchiedenen Gemeinden, und namentlich zwiſchen ihren Vorſtehern, abſichtlich zu demſelben Zwecke hinwirkte, das läßt ſich aus dem Vorgange mit Marcion ungefähr abnehmen.

Die Verſagung der römiſchen Kirchengemeinſchaft konnte ihn leicht auf den Gedanken führen, wo möglich aus eigner ſelbſtſtändiger Kraft einen Kreis von verwandten Seelen um ſich zu ziehen, und für ſie der belebende Mittelpunkt zu werden; es iſt nicht nöthig, dieſen Entſchluß zunächſt aus einer Art von rachſüchtiger Selbſtgenugthuung abzuleiten, das übermächtige Gefühl ſeines Werths, das ſich ſchon früher in ſeinem verunglückten asceтiſchen Streben kund gegeben hatte, verbunden mit dem Drange nach größerer Wirkſamkeit, ge-

stärkt durch die Innigkeit seiner Ueberzeugung und den religiösen Geselligkeitstrieb, den er im Schooße der rechtgläubigen Christenheit nicht befriedigen durfte, reicht hin, um den Schritt zu erklären, durch welchen er sich als Haupt einer Partei aufzuführen suchte. Die praktische Richtung blieb nach wie vor sein erstes und letztes Ziel, die Speculation flocht er nur ein, insofern sie ihm nothwendig schien, jener eine feste Haltung zu geben; seine Grundsätze flossen überhaupt mehr aus dem Herzen, als aus dem Kopfe, und sein Geist war weniger tief, als sein Gefühl, wenn man die Behauptungen zusammennimmt, durch welche er sich von andern Gnostikern unterschied, denn zu diesen wird er mit Recht gezählt. Man kann wohl nicht sagen, daß er drei Grundprincipien annahm *): 1) eine von Ewigkeit vorhandene Materie; 2) den vollkommenen, allmächtigen, heiligen Gott, den er sich als die reinste Liebe, als den schlechthin Guten dachte; und 3) den Demiurgos, ein untergeordnetes Mittelding zwischen dem Guten und Bösen, der vergeblich den Widerstand der Materie zu besiegen strebt; denn das ursächliche Verhältniß zwischen diesem beschränkten Untergott und dem vollkommensten Wesen bestimmte er nicht näher, und so bleibt es ungewiß, ob er den herrschenden Dualismus der Gnostiker in drei Weltmächte spaltete; es wäre wenigstens sehr inconsequent gewesen. „Die Unterscheidung zwischen wahrer, sittlicher Vollkommenheit, welche in der Heiligkeit und Liebe besteht, deren Wesen es ist,

*) Neander beschränkt diese Meinung späterhin selbst mit gutem Grunde.

nur sich selbst mitzutheilen, und zu segnen, zu beseligen, zu erlösen — und der bloßen Gerechtigkeit, welche alles nach Verdienst abwägt, lohnt und straft, Gutes mit Gutem und Böses mit Bösem vergilt, welche nur äußerliche Zucht hervorbringt, keine Kraft sittlicher Begeisterung mittheilen kann, das war die praktische Grundidee Marcions, an der sich alles Obige anschloß." Diese Angabe findet eine Bestätigung in seinem Falle; das Bewußtseyn der Schuld führte ihn unwiderstehlich der ewigen Erbarmung entgegen; der Begriff der Vergeltung, welcher im Judenthume so hart und charakteristisch ausgeprägt ist, stieß ihn gewaltsam zurück; darum sah er das Christenthum als eine für sich ganz unabhängige, abgesonderte Stiftung Gottes an, und hob zwischen dem alten und neuen Bunde jeden geistigen, selbst jeden geschichtlichen Zusammenhang auf, worin er offenbar mit einseitiger Willkür und übelverstandenem Eifer über die Gränzen der Wahrheit hinausging. Da der Demiurgos mit dem jüdischen Volke seinen vorgesetzten Zweck nicht erreichen konnte, wie mangelhaft derselbe auch war; so sandte Gott aus seiner Liebe der hilfsbedürftigen Menschheit Christus als Erlöser, in dem er sein höchstes Wesen offenbarte und der also gleichsam mit einem Schlage der Allmacht, ohne sich an das vorgefundene Judenthum irgendwo und irgendwie anzulehnen, urplötzlich in die Wirklichkeit eintrat. Christus ließ sich sonach blos zur Fassungskraft der Schwachen herab, wenn er sich Messias nannte und eine solche Ansicht duldete; an und für sich war er es keinesweges. Die kirchlich überlieferte Lehre vom Herabsteigen Christi

nahm auch Marcion an, aber wohl in einem abweichenden, und wie es scheint, schwer zu bestimmenden Sinn. Konnte es ihm nicht vielleicht nothwendig scheinen, die gänzliche Umwälzung der Dinge, die nach seiner Meinung durch das Christenthum hervorgebracht war, durch das Hinabsteigen Christi ins Todtenreich feierlich und für immer versiegeln zu lassen? Unter dieser Voraussetzung begreift man, wie Marcion die verstorbenen Juden von den Gnadenwirkungen der Gegenwart Christi in der Behausung des Todes ausschließen und jene dennoch auf die erleuchteten und vortrefflichen Heiden der Vorwelt ausdehnen konnte; denn die Juden bildeten, wie er die Sache nahm, die eigentlichen Antipoden des Christenthums; sie durften folglich auch nicht Theil nehmen an den Segnungen desselben *). Endlich hielt Marcion die ascetische Lebensweise für diejenige, welche den Christen allein natürlich zusage. Ob ihm nur Paulus ein ächter Apostel war, weil dieser über die Fesseln des Judenthums freier dachte, ob er die übrigen Apostel im Verdachte einer judaisirenden Vorliebe hatte und deswegen verwarf, ist nicht mit Gewißheit auszumachen. Sollten aber diese Lehren, die sich doch wohl erst nach seiner Ankunft in Rom bestimmter entwickelten, in der That hingereicht

---

*) Es scheint, daß Neander den Marcion hauptsächlich deswegen unter die Zahl der gebornen Heiden aufnehmen möchte, um sich das zärtliche Mitgefühl zu erklären, das derselbe bei dieser Gelegenheit für sie an den Tag legt.

haben, ihm die Ausstoßung von Seiten der sinopischen Gemeine zuzuziehen? Sein arger Sündenfall dürfte das Räthsel, wie es scheint, natürlicher lösen.

Der Kaiser Marcus Aurelius (161—180) Nachfolger des Antoninus Pius, wurde durch den Geist der heftig bewegten Zeit und den schroffen Charakter der stoischen Philosophie, die er mit Herz und Mund bekannte, und auch als Schriftsteller in seinen uns glücklicherweise erhaltenen Monologen aussprach, in so eigenthümliche Verhältnisse zu dem Christenthum versetzt, daß man über ihn leicht zu einem falschen und ungerechten Urtheile verleitet werden kann. Es ist nämlich aus mehrern thatsächlichen Zeugnissen nicht zu verkennen, daß er mit überlegter Härte gegen das Christenthum einschritt und von der preiswürdigen Milde seines Vorgängers auffallend abwich, so unverbrüchlich er auch sonst in andern Regierungsangelegenheiten den Grundsätzen der Menschlichkeit und Gerechtigkeit anhing. Um sein Verhalten gehörig zu würdigen, muß man vor allen Dingen die Macht der Umstände erwägen, denen er als römischer Kaiser nothwendig nachgeben mußte. Das Christenthum machte immer größere Eroberungen, es drohte der bestehenden Staatsverfassung wo nicht den Untergang, doch eine furchtbare Erschütterung; das hellere oder dunklere Vorgefühl einer unheilvollen Zukunft, welches die Gefahren der Gegenwart fortwährend nährten, stimmte das Volk immer mehr zu Gewaltthätigkeiten gegen die Bekenner eines Glaubens, der wie es schien, in der Gestalt einer politischen Verschwörung auftrat; leidenschaftliche

Volksführer bemächtigten sich der aufgereizten Gemüther, theils aus fanatischer Verblendung, theils aus trüglicher Selbstsucht; die Schrecknisse einer vernichtenden Pest, die sich von Aethiopien über das ganze Reich bis nach Gallien fortwälzte, steigerten die Erbitterung gegen die Christen noch mehr, und diese selbst zeigten nicht immer und überall jene angemessene Haltung, um ihre Unschuld außer Zweifel zu setzen. Die Besorgnisse der eifrigen Vaterlandsfreunde, welche das Christenthum als den innern zerstörenden Wurm des Staats betrachteten, sind später auch wirklich in Erfüllung gegangen; denn mit der öffentlichen Einführung des Christenthums beginnt in der Geschichte der Römer unstreitig eine neue Periode, welche die alterthümliche Sitte und Ordnung sichtbar auflöste. Für die steigende Entwicklung der Menschheit war die Veränderung eine Wohlthat der gütigen Vorsehung; der hinfälligen römischen Größe, die selbst ein Marcus Aurelius nicht wieder zum frischen Leben aufwecken konnte, versetzte sie hingegen unverkennbar eine tiefe Wunde. Der Kaiser durchschaute die mißliche Lage der Dinge mit den Augen des Staatsmannes; daher die Strenge, mit welcher er gegen das Christenthum verfuhr und worin ihn das Volk und die obrigkeitlichen Behörden nicht blos unterstützten, sondern auch vielfältig überboten, oft gewiß gegen seine redlichen Absichten. Die Unterdrückungswuth erreichte in Kleinasien einen solchen Grad, daß Melito, Bischof von Sardes in einer Schutzschrift für die Christen dem Kaiser sagen durfte: „Wie es noch nie geschehen ist, wird jetzt das Geschlecht

der Gottesverehrer in Kleinasien durch neue Edikte verfolgt, denn die unverschämten und nach fremden Gute begierigen Sykophanten plündern jetzt, da sie die Veranlassung dazu in den Edikten finden, Tag und Nacht die Unschuldigen. Und möge dies recht seyn, wenn es nach Eurem Befehle so geschieht, denn ein gerechter Kaiser wird nie etwas Ungerechtes beschließen und wir tragen gern das schöne Loos eines solchen Todes; aber nur diese Bitte legen wir Euch vor, daß ihr selbst diejenigen, welche solchen Streit erregen, kennen lernen und gerecht entscheiden möget, ob sie Tod und Strafe oder Rettung und Ruhe verdienen. Wenn jedoch von Euch selbst dieser Beschluß und dieses neue Edikt kommt, welches nicht einmal gegen feindselige Barbaren so erlassen werden sollte, so bitten wir Euch desto mehr, uns nicht einer solchen öffentlichen Plünderung preis geben zu lassen." Die Feinheit, mit welcher Melito in seiner ächt christlichen Vorstellung auf Marcus Aurelius als den Urheber des Edikts anspielt, verräth deutlich genug, wie es mit dem letztern stand; es war ohne Zweifel ein unmittelbarer Ausfluß des kaiserlichen Willens. Diese Annahme rechtfertigt sich auch daraus, daß die Verordnung Trajans, welche den einmal angeklagten Christen die Todesstrafe zuerkannte, noch nicht förmlich widerrufen war, wenn man selbe auch unter den letzten Kaisern aus Schonung geflissentlich umgangen hatte; wären also unter oder vielmehr durch Marcus Aurelius die Maßregeln gegen die Christen nicht geschärft worden, so hätte Melito die Erlassung des neuen Edikts nicht mit einem so besondern Nachdruck hervor-

heben können; denn schwerlich darf man es blos der Eigenmacht des Proconsuls zuschreiben.

Die stoische Apathie, die dem Kaiser die würdigste Aufgabe des menschlichen Lebens war, und in welche er alle Aufopferungen zusammenfaßte, welche Pflicht und Vernunft gebieten, bildete das gerade Widerspiel jener hoffnungsvollen Begeisterung, welche die Christen in den drückendsten Nöthen, und selbst noch im Angesichte des Todes unter den Händen ihrer Würger beseelte, und die sie zuweilen allerdings mit schwärmerischer Ueberspannung und trotziger Eitelkeit zur Schau trugen. Je größern Werth Marcus Aurelius nach den Lehren seiner Schule und den Antrieben seiner natürlichen Denkart auf die Kraft einer unwandelbaren, nüchternen Besonnenheit legte; je tiefer er diese ohne alle fremdartige Beimischung aus dem Quell des reinen vernünftigen Bewußtseyns schöpfte und sie bis zur vollkommensten Selbstständigkeit, gleichsam zum Nachbilde der Götter zu erheben suchte; desto mehr mußte ihn die blinde Abgötterei zurückstoßen und verletzen, welche die Christen nach seiner irrigen Meinung mit den Geschöpfen ihrer ausschweifenden Einbildungskraft trieben; er betrachtete ihre religiöse Lebenskraft als eine Art hartnäckigen Wahnsinns, den man, wo möglich, um die weitere Ausbreitung zu verhüten, selbst durch die wirksamsten Mittel heben müsse, sollten sie auch noch so schmerzhaft seyn. Darauf deuten folgende Worte aus seinen Monologen: „Die Seele soll bereit seyn, wenn sie den Körper verlassen muß, entweder zu verlöschen oder aufgelöst zu werden, oder noch eine Zeitlang mit dem Körper fortzudauern. Diese

Bereitwilligkeit muß aber vom eigenen Urtheile herrühren, nicht von einer bloßen Widerspenstigkeit, wie bei den Christen, sondern es muß mit Ueberlegung und Würde geschehen, so daß man auch einen andern überzeugen könne und zwar ohne Gepränge." Man sieht aus dem Schluß seiner Aeußerung, daß er als Stoiker nur eine solche sittliche Gesinnung hoch hielt, die auf dem Wege der Demonstration als ein unumstößliches Ergebniß der thätigen Vernunft hervortrat, gleichsam durch die letztere allen äußern Einflüssen zum Trotz erzwungen wurde. War er wirklich ein aufrichtiger Verehrer und Beobachter der äußern Religionsgebräuche seines Volkes, denen er sich ja wohl auch blos aus politischer Schicklichkeit und Berechnung anschmiegen konnte, wie denn die Weisen des Alterthums in diesem Punkte sich nicht gern öffentlich von der großen Masse vornehm und vorwitzig absonderten; so begreift es sich um so eher, wie und warum er ein Widersacher des Christenthums wurde. Eines seiner Gesetze verurtheilt diejenigen zur Verbannung auf eine Insel, „welche etwas thun, um die beweglichen Gemüther der Menschen durch abergläubische Furcht vor der Gottheit zu schrecken." Möglich, daß er damit unter der Hand auch auf die Christen hinwies, denen er so unzweideutig phantastische Willkür zur Last legte, mochte die vorgebrachte Beschuldigung sie auch nicht allein treffen. Stärker sprach er seine eigentliche Gesinnung in dem Befehle aus, daß alles Mögliche aufgeboten werden sollte, um die Christen zur Verläugnung ihres Glaubens zu vermögen. Bliebe jeder Versuch fruchtlos, dann sollte man sie als unverbesserliche Gegner des

öffentlichen Wohls und Cultus mit dem Tode bestrafen. Die gegenwärtige Verfolgung zeichnete sich von ähnlichen Vorgängen der frühern Zeit dadurch aus, daß man förmliche Nachsuchungen gegen die Christen anstellte; ein Verfahren, das Trajan bekanntlich laut gemißbilligt und verboten hatte; und welches von andern Seiten her im schneidenden Widerspruche mit der rechtlichen Handlungsweise des Kaisers stand, denn er haßte sonst das System der Angeberei und suchte es nach allen Kräften zu hemmen. Ehedem war es ferner Sitte gewesen, die angeklagten Christen, wenn sie nach mehrmaliger Aufforderung zum Abfall, auf ihrem Glauben beharrten, ohne Martern hinzurichten. Jetzt nahm man hingegen auch Martern zu Hilfe, um den vorgesetzten Zweck zu erreichen. Das Edikt, welches Marcus Aurelius zu dem Ende an die Vorsteher der Provinzen erließ, obwohl es angeblich den Namen des Kaisers Aurelian's an der Stirn trägt, lautet: Wir haben erfahren, daß von denen, die sich zu unsern Zeiten Christen nennen, die Staatsgesetze verletzt werden. Laßt sie ergreifen und bestraft sie mit verschiedenen Martern, wenn sie den Göttern nicht — opfern, doch so, daß Gerechtigkeit mit der Strenge verbunden sey und daß die Strafe aufhöre, wenn der Zweck erreicht ist, die Verbrechen zu tilgen *).

---

*) Der würdige Neander will es durch mehrere hingebrachte Gründe wahrscheinlich machen, daß das obige Edikt dem Kaiser Marcus Aurelius und nicht dem Aurelian angehört; er glaubt darin ganz die officielle Sprache der damaligen

Der erste Ausbruch der Verfolgung fällt in das Jahr 167. Der damalige Proconsul von Kleinasien, der schwerlich an und für sich ein erklärter Feind der Christen war, gab, wie es scheint, mehr nothgedrungen als aus freiem Antriebe, der auflodernden Volkswuth Raum, die vermuthlich den ausgesprochenen Willen des Kaisers als Schild für ihre Angriffe brauchte. Wenn die Christen sich weder durch Drohungen von dem Bekenntnisse ihres Glaubens schrecken ließen,

---

Zeit zu finden: Aurelianus, Imperator omnibus administratoribus suis atque rectoribus. Comperimus ab his, qui se temporibus nostris Christianos dicunt legum praecepta violari. Hos comprehensos, nisi diis nostris sacrificarint, diversis punite cruciatibus, quatenus habeat districtio prolata justitiam et in resecandis cruoribus ultio, terminata jam fenein. Feinere Kenner des lateinischen Ausdrucks mögen entscheiden, ob die Aechtheit in sprachlicher Hinsicht so deutlich in die Augen springt, als der angeführte Kirchenhistoriker behauptet.

Aurelian starb zwar über dem Vorhaben, das Christenthum zu bekämpfen; warum sollte aber das Edikt darum nicht noch von ihm herrühren können? Und weshalb soll nicht auch der Märtyrer Symphorinus, in dessen Geschichte es angeführt wird, unter Aurelians Regierung gestorben seyn? Kam es nicht vielleicht noch vor seinem Tode zu blutigen Auftritten, weil man der kaiserlichen Beistimmung im voraus gewiß zu seyn glaubte? Mischte sich die Willkür der Behörden nicht oft auch gegen den Willen der Kaiser und ohne ihre besondere Aufforderung ein? Und darf man endlich in den Nachrichten über Märtyrer diplomatische Genauigkeit suchen?

noch durch den Anblick der wilden Thiere, denen sie im Weigerungsfalle als Opfer bestimmt waren; so wartete die Todesstrafe auf sie, deren Bitterkeit man nicht selten durch ausgesuchte Martern und Beschimpfungen zu erhöhen suchte. Viele Christen bewiesen unter den größten Leiden eine bewunderungswürdige Fassung *). Sie zeigten uns allen — so drückt sich die Stimme der Gemeine darüber aus — daß sie unter jenen Martern von ihrem Leibe abwesend waren oder vielmehr, daß der Herr ihnen beistand und mit ihnen umging, und auf Christi Gnade festgegründet verachteten sie die Martern der Welt. Polykarp, Bischof von Smyrna starb auf dem Scheiterhaufen mit einer Ruhe und Würde, als drückten ihm Engel die Krone himmlischer Verklärung aufs Haupt. Der Taumel der Grausamkeit legte sich nach und nach ohne fremdes Zuthun, wie jede Leidenschaft den Stachel zuletzt an sich selbst bricht. Der Proconsul stand von den Nachforschungen gegen die Christen ab, und stellte sich, als habe

*) Es gab schmachvolle Todesarten, die man besonders für diejenigen aufsparte, denen blinde Volksgerüchte ohne nähern Erweis die gröbsten und abenteuerlichsten Ausschweifungen nachsagten: Qui sacra impia nocturnave, ut quem obcantarent fecerint faciendave curaverint, aut cruci suffignutur aut bestiis objiciuntur. Qui hominem immolaverint sive ejus sanguine litaverint, fanum templumve polluuntur bestiis objiciuntur vel si honestiores sint, capite puniuntur. Magicae artis conscios summo supplicio affici placuit, id est, bestiis objici aut crucis suffigi.

er ihre Spur verloren. Die zweite Verfolgung erging über die Gemeine zu Lyon (Lugdunum) und Vienne im Jahr 177. Hier kannte der Fanatismus keine Grenzen mehr, Volk und Obrigkeit wetteiferten, sich in Grausamkeit zu übertreffen. Im Verkehre des täglichen Lebens wurden die Christen beschimpft und gemißhandelt, in ihren Wohnungen waren sie geplündert worden. In Abwesenheit des Legaten hatte man die Bekanntesten unter ihnen vor der Hand eingekerkert; als jener zurückkehrte, vollzog er sein Schergenamt sogleich mit Martern und dehnte dieselben nicht blos auf überführte Christen aus, sondern auch auf solche, die ihm verdächtig schienen, um denselben das Geständniß ihrer angeblichen Schuld abzupressen. Die Furcht vor der Folter trieb die Sklaven häufig zu falschen Anklagen gegen ihre Herren; die erzwungenen Aussagen galten für ausgemachte Thatsachen. So wurde unter andern der neunzigjährige Bischof Pothinus, kaum genesen von einer verzehrenden Krankheit, vor den Richterstuhl des Legaten geschleppt, der ihn mit der Frage empfing: „Wer ist der Gott der Christen?" Er antwortete: Ihr werdet ihn erkennen, wenn ihr euch sein würdig zeigt. Von diesem Augenblicke an fiel die zügellose Rotte mit allen ersinnlichen Mißhandlungen über ihn her; nach wenigen Tagen endete er im Gefängniß. Auch diejenigen, welche verläugneten, gingen darum noch nicht frei aus, man bestrafte sie zwar nicht mehr als Christen, wohl aber als Urheber von Verbrechen, die ihnen die Verkehrtheit und Leidenschaft aufbürdeten und andichteten. Die Anzahl der Gefangenen, unter denen sich auch römische Bürger befanden, nöthigte endlich den Legaten,

sich schriftlich an den Kaiser zu wenden, und ihn um weitere Verhaltungsmaßregeln anzugehen. Die Verläugnenden sollten frei gelassen, die standhaften Bekenner hingegen enthauptet werden; dies war die Antwort. Der Legat kam diesem Befehle nur allzu buchstäblich nach. Die Glaubenshelden zu Lyon zeichneten sich durch seltene Demuth aus, es dünkte ihnen ein Mißbrauch, wenn man sie Märtyrer nannte. „Dieser Name, — so erklärten sie sich — gebührt eigentlich nur dem treuen und wahrhaften Zeugen, dem Erstgebornen von den Todten, dem Fürsten des Lebens — oder doch auf jeden Fall nur denjenigen Märtyrern, deren Zeugniß Christus schon durch ihren Hingang in der Wahrheit versiegelt hat. Wir sind nur arme, niedrige Bekenner!" Mit Thränen erflehten sie das Gebet ihrer Brüder, mit Innigkeit sorgten sie für die geistige Wiederbelebung der Gefallenen, mit versöhntem Gemüth riefen sie auf ihre Peiniger die Verzeihung und Gnade des Himmels herab. In der Verstümmlung und Verbrennung der Leichname sättigte sich endlich die schwelgerische Volkswuth. Die vorüberfließende Rhone nahm die letzten Ueberbleibsel und die Asche der Geopferten auf; man wollte die Erde vor der unheiligen Berührung der Hingeopferten bewahren. Wir wollen nun sehen — hieß es, — ob sie auferstehen werden, und ob Gott ihnen helfen und sie aus unsern Händen retten kann. — Die Feste der entmenschten Mordlust hörten endlich auch in dieser Gegend auf.

Mit der durch wunderbare Zusätze übertriebenen und verunstalteten Nachricht von der **legio fulminea**, der die Christen eine günstigere Wen-

dung ihres Schicksals theilweise zu danken haben sollen, mag es etwa folgende Bewandniß haben, wenn man darüber hin und her rathen darf; denn gänzlich und mit Gewißheit läßt sich die Sache nicht aufklären. — Als das Heer des Marcus Aurelius in dem Kriege mit den Markomannen und Quaden, im Jahr 174 von glühenden Sonnenstrahlen und brennendem Durste bis zur äußersten Erschöpfung gequält wurde, und jeden Augenblick der Anfall des nicht verächtlichen Feindes zu befürchten stand; stürzte die zwölfte Legion, die, wie es heißt aus lauter Christen gebildet war, auf die Knie unter dem inbrünstigen Gebet um Hilfe von oben. Die göttliche Gnade sandte einen erquickenden Regen, verbunden mit einem Gewitter, das für die erschrockenen Barbaren ein Vorbote ihrer Niederlage war. Zum dankbaren Andenken an jene außerordentliche Begebenheit soll Marcus Aurelius die erwähnte Legion durch den Beinamen der „fulminea" ausgezeichnet haben. Er stellte, wie man sagt, von jetzt die Verfolgungen ein und setzte gegen Diejenigen Strafen fest, welche die Christen ihres Glaubens wegen anklagen würden. — Diese Erzählung bietet mehrere augenscheinliche Widersprüche dar. Es ist zuvörderst ausgemacht, daß seit jenem Vorgang kein Stillstand in der Christenverfolgung eintrat; denn drei Jahre später wüthete sie noch in den Gegenden von Lyon. Die zwölfte Legion führte ferner, wie Dio Cassius meldet, schon seit der Regierung des Kaisers Augustus den Namen der **Fulminea**. Jenes rettende Naturereigniß läßt sich übrigens zwar nicht in Zweifel ziehen, aber es glaubten dagegen die Heiden es nicht sowohl

dem Gotte der Christen, als vielmehr ihrem donnernden Jupiter danken zu müssen. Diese herrschende Meinung gaben mehrere Darstellungen aus Werken der bildenden Kunst zu erkennen. In der Gesinnung des Kaisers gegen die Christen brachte aber jener Vorfall schwerlich eine Veränderung hervor. Es mögen in der zwölften Legion mehrere Christen den Dienst der Waffen versehen haben; die Gefahr von außen zwang die Römer vielleicht zur schonenden Nachsicht, die bis auf einen gewissen Punkt förmlicher Duldung ziemlich nahe kam, wie denn der Krieg durch den Drang der Umstände gar vieles ausgleicht, was sonst eine unvermeidliche Scheidewand bildet. Die christlichen Soldaten der zwölften Legion, die sich wahrscheinlich aus Klugheit, Mäßigung und Gewohnheit in ihr Loos zu finden wußten, schrieben die Rettung in jenen Angststunden der Hand der Vorsehung zu; wiedervereinigt in den Winterquartieren mit ihren Glaubensgenossen erzählten sie davon und brachten so jene Sage in immer weitern Umlauf.

Anicetus, röm. Bischof. 157 bis 168.

Es fehlt nicht an streitigen Meinungen über den Anfang, die Dauer und das Ende der Kirchenverwaltung Anicet's, der dem Bischof Pius unmittelbar nachfolgte. Da eine vollkommene Gewißheit darüber aus Mangel an sichern Zeugnissen nicht zu erreichen steht, und die Prüfung der verschiedenen Angaben und Winke in abschweifende Untersuchungen verwickelt, so dient hier, wie in allen ähnlichen zweifelhaften Fällen, die gangbarste Bestimmung als chronologischer Leitfaden.

Gegen die Zeit Anicet's lebte Hegesippus, ein Judenchrist, der nach der herkömmlichen Meinung unter dem Titel: Denkwürdigkeiten kirchlicher

Ereignisse, mit dem ersten kirchengeschichtlichen Versuch aufgetreten seyn soll. Im strengeren Sinne kann sein verloren gegangenes Werk wohl nicht für eine eigentliche Kirchengeschichte gelten; denn Eusebius, Bischof zu Cäsarea in Palästina (340) sagt ausdrücklich von sich selbst, daß er als Kirchenhistoriker keinen Vorgänger habe; über Hegesippus, aus dem sich bei ihm allein einige Bruchstücke vorfinden, bemerkt er: Er hat in fünf Büchern die sichere Ueberlieferung der apostolischen Verkündigung in der einfachsten Weise aufbewahrt. Aus dieser Stelle hat man wahrscheinlich folgern wollen, daß Hegesippus eine Kirchengeschichte geschrieben habe. Da genauere Mittheilungen über ihn fehlen, so läßt sich über die eigenthümliche Natur und Bestimmung seines Werkes kein entscheidendes Urtheil fällen. Es ist kein hinreichender Grund vorhanden, das Verdienst des Hegesippus gering zu schätzen, wie man wohl gethan hat. Eusebius nennt ihn einen glaubwürdigen Zeugen, und erklärt man die Nachrichten die er aus demselben entlehnt hat, in dem Sinne und Zusammenhange der damaligen Zeit; so scheinen sie keineswegs mit dem ausgesprochenen Lobe zu streiten. Ueber die apostolischen Zeiten, denen er, wie Hieronymus sagt, ziemlich nahe stand, konnte er eben deshalb zuverlässigere Mittheilungen einziehen; vorausgesetzt, daß ihm nicht der gehörige kritische Blick abging, mit dem es allerdings in jener Periode bei dem Reichthume gläubiger Gesinnung eine schwierige Bewandniß hatte. Llorente führt in Beziehung auf die römische Bischoffolge, aus dem Eusebius, ohne alle Angabe des Orts, eine Aeußerung Hegesipps an,

die manichfaches Bedenken erregt, wofern sie richtig übertragen ist. Daran darf man jedoch aus einem doppelten Grunde zweifeln; denn nicht nur geht Llorente der Wahrheit gern aus dem Wege, theils aus Fahrlässigkeit, theils mit Absicht, zumal bei gewissen Lieblingsartikeln, die in dem Kleinkram einer seichten Aufklärung guten Absatz versprechen; sondern auch Eusebius selbst ist kein ganz zuverlässiger Führer; man hegt den Verdacht gegen ihn, daß er die vorgefundene Meinung Hegesipps nicht immer treu wiedergegeben habe *). Die merkwürdigen Worte Hegesipps lauten folgendermaßen: „Als ich nach Rom gekommen war, blieb ich bis zur Zeit Anicet's, bei welchem Eleutherius Diakonus war. Es gab damals kein Bischofthum, wo der Bischof von den Zeiten der Apostel her die Ordnungsfolge fortgesetzt hätte."

Die richtige Erklärung dieser Stelle bietet nicht geringe Schwierigkeiten dar. Llorente stellt darüber mehrere schwankende Meinungen auf; der natürlichste Sinn scheint ihm darauf abzuzielen, daß weder Anicetus noch sonst ein andrer Bischof Nachfolger der Apostel gewesen sey; ein handgreiflicher Irrthum, zu dem nur polemische Einseitigkeit verführen konnte. Hegesippus hat nach dem Zeugnisse des Eusebius eine Schrift über

---

*) Stäudlin, Gesch. d. Lit. d. Kirche sagt darüber: „Man muß wohl darauf merken, daß die Stellen nicht immer wörtlich, sondern zum Theil unverständlich, mit Auslassungen, nur auszugsweise angeführt sind, und daß daher zuweilen das Unzusammenhängende und Unbefriedigende derselben kommen mag."

die Lehre abgefaßt, die in der römischen Kirche von den Aposteln bis auf Anicetus fortgepflanzt, und wie er sagt, in ihrer völligen Reinheit bewahrt worden sey. Ist es also denkbar, daß derselbe Schriftsteller die Reihenfolge der römischen Bischöfe aus ihrer natürlichen, glaubhaften, damals allgemein anerkannten Verbindung mit der ursprünglichen apostolischen Vorsteherwürde hat losreißen können und losreißen wollen? Mußte er nicht die ununterbrochne Reinheit der römischen Kirchenlehre, sobald er davon mit dem Ausdruck erfahrungsmäßiger Gewißheit sprach, nothwendig auf das Ansehen der Apostel stützen, und gab es für seinen Zweck eine bessere Beweismethode, als wenn er die herrschende Ueberzeugung von der apostolischen Abkunft der römischen Gemeine festhielt? Sagt nicht Irenäus ausdrücklich, wie bereits anderswo bemerkt wurde: Die Apostel, welche die römische Kirche gründeten, übergaben das bischöfliche Amt den Händen des Linus? Und Hegesippus, der längere Zeit in Rom lebte, in vollkommener Uebereinstimmung mit der dortigen Kirche, der selbst die Geschichte derselben schrieb, er wäre so vergeßlich, leichtsinnig, und verwegen gewesen, einen Glaubenspunkt anzutasten, für den die Stimme der Ueberlieferung so laut und vernehmlich sprach? Was er auch mit jenen zweifelhaften Worten hat andeuten wollen, so haben sie unfehlbar einen ganz andern Sinn, als derjenige ist, mit dem die gegenwärtige Widerlegung sich beschäftigt. Die zweite Hypothese Llorente's, als habe zu keiner Zeit irgend ein Bischof seine Würde aus den Händen der Apostel empfangen, ist blos eine Variation desselben Irr-

thums, und fällt aus den angeführten Gründen von selbst über den Haufen. Eben so wenig läßt sich dem Hegesippus die verkehrte Absicht unterstellen, als habe er mit jenem Ausweg zu verstehen geben wollen, daß damals noch keine Eintheilung in Kirchsprengel Statt gefunden habe. Eine förmliche, genau durchgeführte Gliederung und Unterordnung der Gemeinen und Bezirke im Sinne einer kirchlichen Statistik war freilich noch nicht vorhanden, wie viel und gern auch falsche Nachrichten von einer solchen Ordnung der Dinge fabeln; allein es waren doch bereits in dieser Hinsicht mehrere wichtige Schritte geschehen, die der Aufmerksamkeit des Hegesippus unmöglich entgehen konnten.

Was ist nun aber eigentlich die Meinung des Hegesippus, vorausgesetzt, daß der Text nicht durch ein arges Mißverständniß entstellt ist? Soviel ist klar und gewiß, daß in der Reihenfolge der Bischöfe keine Lücke, kein Interregnum eingetreten ist; sonst müßten wir Nachrichten darüber haben, diese Stetigkeit forderte das dringende Bedürfniß, und die Macht der Gewohnheit und des Beispiels war gewiß so groß, daß eine Unterbrechung unmöglich blieb, so lange nicht außerordentliche Umstände dieselbe herbeiführten, von denen aber nirgends Meldung geschieht. Wie? wenn Hegesippus blos sagen wollte, die Bischöfe hätten die Ordnungsfolge nicht so aus eigner Machtvollkommenheit fortgesetzt, wie sie unmittelbar von den Aposteln ausgegangen war, die darüber kraft ihres höhern Ansehens frei verfügten? Wie, wenn damit vielmehr auf die Befugniß der Aeltesten und der Gemeine gezielt würde, welche

den erledigten Bischofssitz vermöge des ihnen zustehenden Wahlrechts zu besetzen pflegten, so daß der Bischof seinen Nachfolger nicht vorläufig bezeichnen oder in Vorschlag bringen durfte? — Sollte diese Vermuthung auch fehlgreifen, so stimmt sie doch auf jeden Fall besser mit der Geschichte zusammen, als die Träumereien Llorente's.

Einige Schriftsteller melden, daß Anicetus als Märtyrer gestorben sey; nach andern Nachrichten ging er bei der Christenverfolgung unter dem Kaiser Marcus Aurelius frei aus. Die Untersuchung, ob dieser oder jener römische Bischof mit Recht unter die Märtyrer zu zählen ist, läßt sich in vielen Fällen nicht bis zu einem gewissen Ergebniß bringen; es liegt in der Natur der Sache, daß die mündliche Ueberlieferung viele Umstände aufbewahrte, die entweder gar nicht oder doch erst viel später schriftlich aufgezeichnet wurden. Der Drang nach literarischer Mittheilung äußerte sich damals in der Kirche überhaupt schwächer, als in unsern Tagen, wo er zum Theil einen besondern Zweig der Industrie bildet; man schrieb mehr nothgedrungen bei bestimmten äußern Veranlassungen, als aus freiem Antriebe; das Christenthum gegen Angriffe zu vertheidigen, oder es den Heiden zu empfehlen, darauf beschränkte sich jetzt so ziemlich die gesammte schriftstellerische Thätigkeit. Reinhistorische Mittheilungen, die keinen andern und höhern Zweck hatten, als Kenntniß der Thatsachen zu fördern, gab es damals vielleicht noch gar nicht; das praktische Interesse verschlang die Foderungen der bloßen Wißbegier, oder gab ihnen doch eine verwandte Richtung; die Farbe der Andacht mischte sich überall ein. In Zeiten

der Verfolgung war es außerdem gefährlich, die Opfer derselben öffentlich zur Sprache zu bringen; und wer gläubigen Muth hatte, bewies ihn lieber im offenen Bekenntniß, als mit der Feder in der Hand. Es hieß überhaupt die gute Sache unnöthig und vorlaut aufs Spiel setzen, wenn man ihren Kampf mit der herrschenden Gewalt zu einem Gegenstand historischer Erörterung machte. Zwischen den verschiedenen, selbst sehr entfernten Gemeinen kam es dessen ungeachtet zu vertraulichen Ergießungen des Schmerzes und der Theilnahme; so z. B. nimmt man nicht ohne guten Grund an, daß der griechisch schreibende Irenäus im Namen der verfolgten Christen von Lyon und Vienne einen Bericht an ihre Glaubensbrüder in Kleinasien abfaßte, der später auch in weitern Kreisen bekannt wurde. So lange sich die Ueberlieferung in den Grenzen des Privatlebens fortpflanzte, erlitt sie natürlich auch mannichfaltige Verwandlungen, sie verlor allmälig mehr oder weniger ihre ursprüngliche Gestalt, so daß es oft unmöglich ist, der zum Grunde liegenden Wahrheit durch den Scheidungsprozeß der Kritik auf die Spur zu kommen. Ein bestimmtes Bejahen oder Verneinen ist unter diesen Umständen für den Geschichtschreiber gleich bedenklich, wenn er die fraglichen Thatsachen nicht durch das Glas dogmatischer Zwangsgesetze beobachtet.

Wie mangelhaft unsere Vorstellungen über die besondere Art und Weise der damaligen Christenverfolgungen sind, geht unter andern auch aus der Ungewißheit hervor, die auf dem Lebensende Anicet's ruht. Wenn man, wie oben bemerkt wurde, ausdrückliche Nachforschungen gegen die

Christen unternahm, und ihnen selbst durch Anwendung von Martern das Geständniß ihres Glaubens zu entreißen suchte: wie konnte denn Anicet, als Vorsteher der römischen Gemeinde, der grausamen, blutdürstigen Aufmerksamkeit entgehen? Die Zahl der römischen Christen war dergestalt angewachsen, daß sie unmöglich hinter der Verborgenheit eine Schutzwehr fanden; und mußte es der kaiserlichen Regierung in Rom, dem Mittelpunkte ihrer Kraft, nicht wesentlich darauf ankommen, in und mit dem dortigen Bischofe eine Hauptwurzel des verhaßten Uebels auszurotten? Oder hielt man sich hier eben wegen der entschiedenen Obmacht des Heidenthums für sicherer als in den entfernten Provinzen; meinte man etwa, wenn es schlechterdings Noth thue, die Zügel im Augenblicke der steigenden Gefahr leichter führen zu können, und ging man also deshalb, nicht sowohl mit größerer Mäßigung, als mit stolzerem Selbstvertrauen, zu Werke? Wie paßt aber wieder zu dieser Annahme das Märtyrerthum so mancher frühern römischen Bischöfe? Hatten diese das Bestehen der öffentlichen Ordnung, wie es den römischen Gewalthabern schien, stärker bedroht, als Anicet, oder muß man die Verschonung des Letztern dem persönlichen Einflusse des Kaisers Marcus Aurelius zurechnen, der in den Maßregeln der Strenge gerade nur so weit ging, als es ihm unmittelbar der beabsichtigte Zweck gebot? Und möchte man denn doch wieder nicht nebenher auf die Vermuthung gerathen, weil die Verfolgung im Jahre 167 mit erneuerter Stärke ausbrach, so könnte sie doch wohl auch Anicet hinweggerafft haben, der um diese Zeit starb? Haben

nicht vielleicht auch die Schriftsteller, die ihn als Märtyrer bezeichnen, auf dieses Zusammentreffen der Umstände, das freilich auch zufällig seyn kann, ihre Aussage vornämlich gebaut? Man sieht hieraus, wie mißlich es ist, über den angeregten Punkt im Tone der Sicherheit abzusprechen *).

Hier ist der Ort, die verfassungsmäßigen Fortschritte der Kirche für den bequemen Ueberblick zusammenzustellen: manches dahin Gehörige ist bereits im Vorbeigehen angedeutet worden; vieles läßt sich nur ungefähr bestimmen; eine streng verbürgte Nachweisung der kirchlichen Entwickelung in ihren verschiedenen Wendepunkten und fließenden Formen ist bei dem Mangel und der Dunkelheit an Quellennachrichten ein höchst schwieriges Unternehmen; wäre es aber auch ausführbar, so ist doch hier aus begreiflichen Gründen darauf zu verzichten.

Die Vorsteher, welche die Apostel den einzelnen Kirchen gegeben hatten, oder die durch ihre Verdienste und die Einstimmung der Gemeineglieder als solche galten, hießen bald Bischöfe (Aufseher), bald Aelteste (Presbyter); eine sichere Abmarkung dieser amtlichen Benennungen darf man in den ersten Anfängen des Kirchenthums nicht suchen, wo Alles noch in losen, schwankenden Bestimmungen hervortrat. Die Folge der Vorsteher hing von der Wahl der Gemeine

*) Llorente verliert sich bei solchen Gelegenheiten fast überall in einen eilfertigen Skepticismus; oft ist er nicht einmal über die Zeit und Gestalt der Verfolgung oder Nichtverfolgung im Reinen, und baut dennoch die leichtsinnigsten Schlüsse darauf.

ab; diese war zunächst allein dabei betheiligt, und sorgte daher für ihre Bedürfnisse, so gut sie konnte; vorherrschende Einflüsse waren unausbleiblich; sie bilden sich überall von selbst, wo Schwäche und Kraft zusammentreffen. Derjenige Vorsteher mußte nothwendig ein größeres Ansehen genießen, der durch Einsichten, Tugenden, Bemühungen, heller hervorleuchtete; die Auszeichnung desselben beruhte auf der geistigen und sittlichen Anerkennung, die ihm zu Theil ward, und begründete keine äußern Vorzüge. Unter mehrern Vorstehern mußte dieser oder jener an der Spitze der übrigen stehen, dies foderte die Ordnung der Geschäfte und die Sorge für Eintracht; er führte den Vorsitz, und wenn mit der Zeit der Ehrenname des Aufsehers (Episcopen) auf ihn ausschließlich, oder doch mit besonderm Nachdruck übertragen wurde, so lag dies ebenfalls in der Natur der Verhältnisse. Wann und unter welchen nähern Bedingungen der Bischof zu jener höhern Stellung gelangte, ist nicht mit Sicherheit anzugeben; alles, was sich allmälig festsetzt, schließt eben deshalb deutlich unterscheidbare Uebergänge aus und ruht im Dunkeln. Die Macht der Leidenschaften, welche die Diener der Kirche so leicht ergreift, weil sie stärkere Veranlassungen finden, ihrem Egoismus einen blendenden Anstrich zu geben; die Berührungen und Versammlungen, die zwischen den Vorstehern verschiedener Gemeinen stattfanden, und welche das religiöse Interesse gebot und mit Nahrungsstoff versorgte; die mannichfaltigen Abstufungen des Ranges, welche die Einführung der Diakonen, Subdiakonen, Vorleser, Exorcisten, Vorsänger und Thürsteher bildete, waren wohl die Haupt-

ursachen, denen die Bischöfe ihre Erhebung über die Aeltesten verdankten, in einigen Gegenden früher, in andern später. So viel ist ausgemacht, daß Bischöfe und Presbyter schon im Anfange des zweiten Jahrhunderts in Absicht auf Titel und Ansehen nicht mehr ganz auf derselben Linie standen. Von den Diakonen ist bereits früher die Rede gewesen. Die Subdiakonen stellten, wie ihr Name beweist, eine untere Classe der Diakonen vor; sie waren die Gehilfen derselben bei den gottesdienstlichen Verrichtungen und Gebräuchen. In der griechischen Kirche hatten sie vorzüglich bei der Messe den Laien die Oblionen abzunehmen und sie dem administrirenden Bischof oder Presbyter zu bringen, der sie auf den Altar legte. In der lateinischen Kirche waren sie häufig auf kirchlichen Sendungen begriffen; aus den Briefen Cyprian's sieht man, daß er seine Subdiakonen fast unablässig nach allen Gegenden der Kirche herumschickte. Er hatte dazu indessen einen stärkern Antrieb, als die meisten andern Bischöfe; ihm lag unendlich viel an der kirchlichen Einheit, die er deshalb auch durch Boten zu vermitteln suchte; man darf demnach aus seinem Beispiele nicht zu viel folgern.

Die Akoluthen wurden vorzüglich bei den kirchlichen Ceremonien als untergeordnete Werkzeuge gebraucht; so trugen sie z. B. den Bischöfen bei öffentlichen Aufzügen die brennenden Kerzen vor; man beauftragte sie außerdem auch noch mit nähern Versendungen; auch brachten sie die geheiligten Zeichen des geweihten Brots und Weins zu Kranken und Abwesenden.

Die Vorleser erfüllten bei öffentlichen Versammlungen den Beruf, welchen ihr Name anzeigt,

doch vermuthlich erst einige Zeit nach ihrer Einsetzung; früher mochte ihnen vorläufig nur die Aufbewahrung der heiligen Schriften der Gemeine anvertraut seyn.

Die Exorcisten trieben durch Aussprechen der Beschwörungsformeln, den Satan aus den Täuflingen und den sogenannten Energumenen, oder Besessenen. Nach den Ansichten und Begriffen jener Zeit war nämlich jeder Ungetaufte eine lebendige Wohnung des Teufels; erst die Taufe verbannte den unsaubern Gast.

Die Thürsteher sorgten bei den Versammlungen der Gemeine dafür, daß kein Fremder oder Ungeweihter eindrang; sie wiesen außerdem den Kommenden ihre Plätze an, beförderten Stille und Anstand, und hielten äußere Störungen ab.

Diese mannichfaltigen Abstufungen der kirchlichen Personen beruhten auf keinem wesentlichen Bedürfnisse, sie gingen hauptsächlich aus hierarchischem Instinkt hervor. Je mehr die Glieder in der gesellschaftlichen Kette sich häuften, desto mehr Ansehen wuchs auch den Vordern gegen die Untern zu. Es ist keineswegs nöthig, hierbei ein planmäßiges, fein ausgedachtes Verfahren anzunehmen; die Sache machte sich größtentheils von selbst, und als sie einmal im Gange war, sprangen die Vortheile immer deutlicher in die Augen und wurden also auch natürlich immer weiter getrieben. Am meisten gewann der Bischof dabei; die fortlaufende Gliederung warf hellere Strahlen auf den ersten Platz, welchen er einnahm; er konnte von dort auf die Untergeordneten, wie auf geistliche Hofbedienten, mit selbstzufriedenen Blicken herabsehen, und diejenigen, die ihm zunächst stan-

den, hielten gegen die tiefer Gestellten eine Nachfeier desselben wohlthuenden Gefühls; sie bückten sich freiwillig oder gezwungen auf der einen Seite und entschädigten sich dafür auf der andern durch das höhere Gewicht, welches sie hier einlegten. Die geistliche Herrschaft erhielt dadurch eine gegenseitige unauflösliche Bürgschaft; jemehr sie im steten Zusammenhange an- und fortwuchs, desto tiefer wurzelten die mannichfaltigen Verzweigungen. Unter den Bischöfen fand ein ähnliches Aufsteigen statt; es hatte nicht das Ansehen des Gesetzes, sondern die Macht der überredenden Gewohnheit und den Ausschlag der politischen Bedeutsamkeit für sich, die von dem Glanze und dem Einflusse der größern Städte abhing, in welchen jene ihren Kirchen vorstanden.

Wie der einzelne Bischof gegen die ihm untergeordnete Geistlichkeit höher hinaufrückte, so wand sich von ihm eine ähnliche Steigerung bis zu dem Sitze seines geistlichen Vormannes in Rom, zwar nicht in so deutlichen Absätzen und noch nicht mit so vollkommenem, unbestreitbarem Zugeständnisse, aber das Herkommen übte gleichwohl auch hier eine gewisse heiligende Kraft und arbeitete unsichtbar an der allmäligen, vielgegliederten Hingebung in die Gewalt eines einzigen Oberhauptes. Die hier angegebenen Uebergänge von unten nach oben waren gleichsam die Brücke, über welche der römische Bischof schon seinen Triumphzug hielt, als das letzte Ziel noch in weiter Ferne vor ihm lag; jede neue Zwischenstufe ebnete und befestigte seinen Weg, so daß man nicht ausschließend darauf achten muß, welche Richtung er persönlich nahm, sondern über dieser Aufmerksamkeit, die so leicht

zum einseitigen Hinstarren verführt, auch die Schritte nicht aus den Augen lassen darf, die sein Gefolge that, von seinem ersten Nachbar an bis zum letzten Thürsteher herab. Darum war es nothwendig und bleibt es fortwährend, überall und immer so viel als möglich den Gang der gesammten kirchlichen Verfassung zu beobachten; auf diese Weise kann man bemerken, wie das spätere Papstthum anfänglich gleichsam in den Windeln liegt, wie es dann für seine vortheilhafteste Kleidung sorgt, wie es hierauf nach diesem oder jenem Schmucke greift, als Vorzeichen größerer Insignien, und wie es sich endlich mit der Tiare krönt. Der Faden der bisherigen Darstellung ist durch diese Bemerkungen nicht zerrissen, vielmehr fortgesponnen worden; knüpfen wir ihn jetzt wieder bei einem bequemen Berührungspunkte an.

Nicht immer wurde ein Aeltester oder Diakonus zum Bischof gewählt; es gibt Beispiele, daß die Gemeine auch uneingeweihte Personen zu jener Kirchenwürde berief; es ist möglich, daß die Weihung des Bischofs, die unterlassen werden konnte, wenn die Wahl einen Aeltesten oder Diakonus traf, in jener seltenen Ernennung Ungeweihter ihren Grund hat. Jemehr das Ansehen der Bischöfe im Laufe der Zeit wuchs, desto sorgfältiger mußte man auch darauf bedacht seyn, ihn äußerlich von den übrigen Kirchendienern abzusondern. Dieses natürliche Streben erklärt die Weihung des Bischofs vielleicht noch besser, als jener zufällige Umstand. Ohne die Aeltesten und die Gemeine konnte er in den Angelegenheiten seines Berufs nichts unternehmen; in allen wichtigen Geschäften war er an ihre Mitwirkung und Beistimmung gewiesen.

Die Bischöfe waren in der ersten Zeit völlig unabhängig von einander; als die Gemeinen häufiger und inniger in Wechselwirkung traten, änderte sich auch das gegenseitige Verhältniß der Bischöfe. Die Städte, von denen das Christenthum ausgegangen war, die überdem eine politische Wichtigkeit hatten, welche der benachbarten Landschaft fehlte, übten aus diesem doppelten Grunde eine Art von Patronat über dieselbe aus, welches sie durch Darreichung von Almosen noch besonders kräftigten. Die Landbewohner, die sich anfänglich zu den Stadtgemeinen gehalten hatten, schlossen bei dem dauernden Wachsthume ihrer christlichen Mitglieder eigne kirchliche Verbindungen. Der gewohnte und einträgliche Verkehr, der sie an die Stadtgemeine knüpfte, die ursprüngliche Einverleibung in dieselbe, der gesellschaftliche Zusammenhang zwischen beiden, auf der einen Seite das Gefühl der Abhängigkeit und auf der andern das Bewußtseyn des Uebergewichts, ordneten die Landbewohner in ihren kirchlichen Einrichtungen nothwendig ihren städtischen Glaubensgenossen unter, von denen sie nicht nur für ihren besondern Verein das Muster, sondern auch häufig ihre Vorsteher hernahmen. Der Landbischof (Chorepiscopus) nahm auf diese Weise seinen Platz unter dem Stadtbischof ein; er that es wenigstens anfänglich, nicht ungern, da er an ihm für sich und seine Gemeine in schwierigen Lagen einen Rathgeber, überhaupt einen Beschützer fand. Sammelten sich um den Stadtbischof nach und nach mehrere Landbischöfe, so waren die Bestandtheile jener Ordnung vorbereitet, die man in der Folge mit dem Namen eines Kirchensprengels (Diöces) bezeichnete.

Mit der Diöcesanverfassung nahm die kirch-

liche Aristokratie ihren Anfang. Die Leidenschaften wirkten dabei wie überall ein, das Meiste that jedoch die Gewalt der Verhältnisse, in denen der eigentliche Urstoff des hierarchischen Systems liegt. Er offenbarte sich in mannichfaltigen Zeichen und Formen; dahin gehört der Vorsitz des Bischofs in allen Versammlungen, sein erhöhter Sitz inmitten der Aeltesten, die Ausfertigung aller Geschäftsbriefe und die Zusendung aller ähnlichen Schreiben, die gesetzliche Unterwürfigkeit der Diakonen, die Entscheidung bei Vertheilung des Kircheneinkommens unter die Geistlichen und Armen, die Ordination und dann auch die Wahl der Diöcesanbischöfe und des übrigen Clerus; das Recht, Synoden zu berufen und die Leitung derselben zu übernehmen; endlich auch die hinkende Vorstellung, als stelle der Bischof den jüdischen Hohenpriester und die Geistlichkeit unter ihm die Leviten dar; ein Wahn, der wesentlich dazu beitrug, zwischen den Dienern der Kirche und den Laien jene Scheidewand zu ziehen, deren Stärke mit der Zeit so unmäßig anwuchs.

Unter Anicet erschien auch Justin, gebürtig aus Flavia in Samaria, zu Rom. Er hatte schon unter dem Kaiser Antoninus Pius eine Vertheidigungsschrift, die sogenannte größere, gegen die Unterdrückung der Christen verfaßt (etwa im Jahre 140); unter Marcus Aurelius schrieb er die zweite kleinere, ungefähr im Jahre 162 *).

*) Diese ungefähren Zeitbestimmungen sind aus Henke's Kirchengeschichte aufgenommen worden; sie scheinen vor allen auf die Aussagen des Eusebius gegründet worden zu seyn; genauere Un-

Er bekämpfte mit großem Eifer die irrigen Lehren des Marcion und seiner Anhänger, die in Rom, wo man gegen einzelne schwache Sekten vielleicht um so duldsamer war, jemehr sie den Schein einer fremdartigen Selbstständigkeit erregten, den bequemsten Spielraum fanden. Justin gehört zu den Kirchenlehrern, die den Wahrheiten des Christenthums durch die Anwendung platonischer Philosophie und mancher andern entlehnten Vorstellungsweisen Eingang, Halt und Schmuck zu verleihen suchten. Die Lehre von der Trinität erhielt durch ihn eine reichere Ausbildung, wenn auch der wissenschaftliche Gewinn der Theologie dabei nicht eben bedeutend war. Der laute Widerstand, mit dem er gegen den Cyniker Crescens, einem angesehenen Philosophen und leidenschaftlichen Feinde des Christenthums, ankämpfte, setzte ihm endlich (im J. 165) die Märtyrerkrone aufs Haupt, in welcher er den schönsten Lohn seiner heldenmüthigen Anstrengungen erblickte. Sein Tod zeigt, wie gefährlich es war, den heidnischen Grimm zu reizen; und gibt insofern einen Maßstab an die Hand, die Stellung der römischen Bischöfe zu würdigen.

Soter, röm. Bischof. 168 bis 177.

Die Anordnungen, die man Soter in der Verwaltung der Kirche zuschreibt, haben blos die Aussagen der falschen Decretalen für sich. Ausgemacht ist es dagegen, daß Dionysius, Bischof von Corinth, ihn durch Abgeordnete schriftlich um Beistand für die bedrängten Christen bitten ließ, die zum Bergbaue verurtheilt waren. Soter be-

---

tersuchungen, die aber auch zu keinem ganz sichern Ergebniß führen, finden sich in Neander's Allg. Gesch. d. chr. Religion, S. 412—16.

gleitete seine Antwort mit Almosen. Dionysius dankte schriftlich *) und bemerkte dabei, daß der Brief Soter's zur Erbauung der corinthischen Gemeine öffentlich vorgelesen werde, wie dies auch mit dem Sendschreiben des heiligen Clemens geschehe. Man sieht daraus beiläufig, was übrigens auch von andern Seiten her bekannt ist, daß christliche Mildthätigkeit die Gemeinen schon früh in nähere Berührung setzte, ein Band der Einigkeit, das den Geboten des Evangeliums vollkommen entsprach, und nicht wenig beitrug, gefährliche Spannungen und feindselige Ausbrüche zu verhüten. Der Brief Soter's war vermuthlich rein moralischen Inhalts. Das Vorlesen desselben beweist keine förmlich anerkannte Obmacht des römischen Bischofs, sondern blos die Zweckmäßigkeit seiner Abfassung, denn auch die Schreiben frommer und erleuchteter Privatpersonen wurden in

*) Der preiswürdige Bischof Dionysius sagte unter anderm in seinem Danksagungsschreiben an die römischen Christen: Ihr habt die Gewohnheit bewahrt, eure Glaubensbrüder bei verschiedenen Vorfällen durch Wohlthaten zu unterstützen und den in der Welt ausgebreiteten Kirchen nach allen Seiten Hilfe zu senden; ihr beobachtet die alte Sitte eurer Väter, indem ihr euch der Dürftigen annehmt und der Unglücklichen, die in den Bergwerken arbeiten müssen: euer würdiger Bischof ist dieser Sitte nicht nur treu geblieben, sondern hat sie noch überboten durch die Reichlichkeit der für die Armen bestimmten Almosen und durch die väterliche ihnen bewiesene Zuneigung; denn er hat sie menschlich und gütig, wie seine eignen Kinder, behandelt, und sie durch heilsame Ermahnungen erbaut.

den christlichen Versammlungen zur allgemeinen Kenntniß gebracht, wodurch eine lebhafte und wohlthätige Circulation in dem geselligen Verkehre der Gedanken und Gesinnungen entstand.

Es ist im Vorhergehenden der Schutzschrift gedacht worden, welche Melito, Bischof von Sardes, für die verfolgten Christen in Kleinasien bei dem Kaiser Marcus Aurelius einreichte. Es scheint, als habe der römische Bischof Soter eben so wohl als Melito, ja noch füglicher, für die Sache der leidenden Christenheit einschreiten können; daß er es nicht that, daß mehrere seiner Vorgänger und Nachfolger in dieser höchstwichtigen Angelegenheit, wo nicht lässig, doch unentschieden blieben, da sie auf ihrem Standpunkte die natürlichste Veranlassung hatten, das Interesse der verfolgten Kirche zu vertreten, würde unerklärbar seyn und] eine schwere Verantwortung auf sie laden, wenn man nicht annehmen müßte, daß sie in der Nähe des kaiserlichen Throns, umgeben von der schreckenden Macht des römischen Volks, die stärkste Auffoderung zu einem abgemessenen Betragen fanden; das Märtyrerthum des Telesphoros lehrte ihnen Klugheit und Umsicht, der Muth konnte leicht als Verwegenheit gedeutet werden, und zuletzt war immer noch die Frage, ob sie für die Sicherheit der bedrohten Christen durch ein scheinbar leidentliches Verhalten nicht mehr wirkten, als durch herausfordernden Religionseifer. Sie mußten sorgfältig der Ansicht entgegen arbeiten, als nehme das Christenthum eine politische Richtung gegen den Staat; wären sie nun auch wirklich die anerkannten Fürsten der Christenheit gewesen, wofür sie aber damals noch keineswegs

galten, wie ihr eignes Benehmen am besten darthut, so hätten sie, indem sie ihre kirchlichen Hoheitsrechte im Tone einer entschlossenen Vertheidigung herauskehrten, die eifersüchtigen Besorgnisse der römischen Regierung um so lebhafter geweckt und genährt. Uebrigens hatte auch Melito als Bischof von Sardes einen besonders dringenden Beruf, sich der verfolgten Kleinasiaten beim Kaiser anzunehmen.

Unter Soter erhob sich im J. 171 die Sekte der Montanisten, von welcher späterhin schicklicher die Rede seyn wird. Wiewohl das Martyrologium den Todestag Soter's auf den 22. April 177 festsetzt, so fehlt es dennoch in der zuverlässigen Geschichte an hinreichenden Beweisgründen, ihn unter die Märtyrer zu zählen. Es kann auffallen, daß die Zeit seines Todes ungefähr mit der Verfolgung zusammentrifft, die im Jahre 177 in den Gegenden von Lyon und Vienne wüthete; ob damit auch gewaltthätige Maßregeln in Rom selbst verknüpft waren, sey es, daß man sie auch blos gegen einzelne gefährlich scheinende Personen in Ausübung setzte, läßt sich bei dem Mangel an nähern Aufschlüssen nicht mit erforderlicher Gewißheit entscheiden. Die spätern Zeugnisse sind deßfalls gerade nicht zu verwerfen, weil sie keine Bürgschaft in der Stimme der Zeitgenossen finden; das Stillschweigen derselben läßt sich, wie mehrmals bemerkt wurde, recht gut erklären und entschuldigen.

Seit dem Regierungsantritte des verworfenen Commodus, der seinem Vater Marcus Aurelius auf dem Throne gefolgt war, fingen die Christen wieder an freier zu athmen; theils hatte die

Verfolgung ihren Stachel an ihrer eignen, lange anhaltenden Heftigkeit gebrochen, theils wurde der jetzige Kaiser durch Marcia, seine Geliebte, eine Freundin der Christen, günstig für dieselben gestimmt. Es kam dessen ungeachtet schwerlich zu einer offenen und gesetzlichen Verbesserung ihrer bisherigen Lage, sie blieben noch immer manchen Gewaltthätigkeiten der Statthalter ausgesetzt, da die frühern harten Verfügungen nicht förmlich zurückgenommen wurden und feindselige Willkür sich also leicht unter dieser oder jener Vorspiegelung Bahn brechen konnte. Dies bestätigt die Verfolgung, welche der Proconsul von Kleinasien, Arrius Antoninus, innerhalb seines Gebietes begann; er stand erst dann von ihr ab, als die Christen sich in zahlreichen Haufen um sein Tribunal sammelten; geschreckt von ihrer Gegenwart verurtheilte er nur Einige aus der Menge und rief den Uebrigen höhnend zu: „Ihr Elenden, wenn Ihr sterben wollt, habt Ihr ja Felsen, von denen Ihr Euch herabstürzen könnt, oder Stricke!"

Die politischen Unruhen nach dem Tode des Commodus im Jahr 192, verbunden mit den Bürgerkriegen zwischen Pescennius Niger im Orient, Clodius Albinus in Gallien und Septimius Severus, der zuletzt aus diesem Kampfe als Alleinherrscher hervorging, verschlimmerten, wie alle öffentlichen Uebel, die Lage der Christen, und reichten der Wuth des Volkes und dem Hasse einzelner Statthalter frische Waffen der Verfolgung dar. Clemens von Alexandrien, gedenkt der damaligen Drangsale mit den Worten: Wir sehen viele Märtyrer täglich vor unsern Augen verbrennen, kreuzigen, enthaupten. Nach-

dem Septimius zur Alleinherrschaft gelangt war, ließ er Wohlwollen gegen die Christen blicken und dehnte es selbst schützend auf Senatoren und Senatorinnen aus, von denen er wußte, daß sie wegen ihres Glaubens die Zügellosigkeit des racheschnaubenden Volks zu fürchten hatten. So lange aber die alten Gesetze gegen die Christen fortbestanden, litten die Letztern noch in einzelnen Gegenden, z. B. in dem proconsularischen Afrika, unter mannichfaltigen und grausamen Drucke, zu dessen scheinbarer Rechtfertigung man besonders die Festlichkeiten zur Ehre des Kaisers mißbrauchte. Ein Gesetz desselben ordnete im Jahr 202 gegen den Uebertritt zum Christenthume oder Judenthume schwere Strafen an; war es blos darauf berechnet, der weitern Verbreitung des Christenthums vorzubeugen, ging es lediglich die Proselyten an, und ließ es die Sicherheit der schon früher vorhandenen Gemeineglieder unangetastet, so begünstigte es im Vergleich mit den älteren und strengeren Edikten den Schein, als sey es eine Maßregel der Gelindigkeit gewesen. Der Erfolg zeigt jedoch am besten, wie es damit gemeint war, oder um nicht in einem entscheidenden Tone zu sprechen, wie man den Geist jener Verfügung auffaßte und zu befolgen suchte. Die Masse des Volks glaubte darin eine veränderte Gemüthsstimmung des Kaisers zu sehen, und kam ihr gar bald so gewaltthätig zu Hilfe, daß die Verfolgten in verschiedenen Gegenden die nahe Ankunft des Antichrists befürchteten, am meisten in Egypten und im proconsularischen Afrika. Der Eigennutz der römischen Behörden stellte den Christen, wenn sie darum nachsuchten, mitunter Schutzbriefe für die

Ausübung ihrer Religion aus; diese Nothhilfe dünkte jedoch den strengern Glaubensgenossen verwerflich, sie reizte auf jeden Fall die Habsucht zu Erpressungen und war in so fern ein Uebel.

Unter Caracalla, der seit 211 in der Gestalt eines wahnsinnigen Ungeheuers bis zum Entsetzen hauste, blieb der Zustand der Christen derselbe; der Kaiser gab sich zwar nicht die Mühe, dieselben durch neue Verordnungen zu drücken, dafür leisteten aber einzelne Statthalter und wüthende Volkshaufen den reichsten Ersatz. Nicht alle Statthalter waren indessen vom Geiste der Verfolgung ergriffen; es gab deren, welche die Christen schonten, so viel es nur immer zulässig schien; andere gaben sich dagegen, im Streben nach öffentlicher Gunst, zu folgsamen Werkzeugen des großen Haufens her, oder sie bedurften nicht einmal für ihren Verfolgungsdurst äußerer Reizmittel; es fehlte endlich auch nicht an solchen, die pünktlich bei der Vollziehung der Trajanischen Verordnung stehen blieben.

Die Begünstigung, welche den Christen unter der Regierung des abscheulichen Heliogabalus zu Theil wurde, der seit 219 herrschte, hatte nichts zu schaffen mit dem Geiste einer aufgeklärten Duldung; sie ging vielmehr lediglich aus dem tollen Bestreben des Kaisers hervor, den syrischen Gottesdienst zur Staatsreligion zu erheben und zwar wegen der wilden Ausschweifungen, die denselben begleiteten; in ihn wollte er alle übrigen Cultusarten auflösen, um unter der Seuche einer allgemeinen Unsittlichkeit sich desto freier, sicherer und üppiger in allen ersinnlichen Lüsten wälzen zu können. Er war also gegen das Chri-

stenthum nicht strenger aber auch nicht besser gesinnt als gegen die ausländischen Religionsweisen; im Grunde seines Herzens verachtete dieser rasende Lüstling eine jede und trat sie durch seine heillose Aufführung insgesammt mit Füßen.

Unter Eleutherius trat Irenäus, Bischof von Lyon (seit 177, starb im Jahr 202) zuerst mit einer bestimmten Meinung über den Vorrang der römischen Bischöfe auf. Er gründete denselben zunächst auf den apostolischen Ursprung der römischen Gemeine, der die Wahrheit und Reinheit ihres Glaubens bis zur vollkommensten Gewißheit verbürge, da die folgenden Bischöfe sich streng an die apostolischen Ueberlieferungen gehalten hätten. Er nennt sich selbst einen Schüler des Polykarps, dessen Unterricht er als Zögling während seines Aufenthalts in Asien genossen habe. Polykarpus sey ein Schüler des Apostels Johannes gewesen; was er, Irenäus, später in Rom aus dem Munde des Higynus, Pius, Anicetus, Soter vernommen habe, stimme mit den Ueberzeugungen Polykarps zusammen, ingleichen mit den Grundsätzen des Papias, der mit den meisten Aposteln in Asien Umgang gepflogen; folglich sey die römische Kirche im gewissen Besitze der ächten Erkenntniß. Es kommt hier nicht darauf an, ob Irenäus in allen diesen Behauptungen Recht hatte, denn Vieles scheint in religiösem Glauben auf den ersten Blick zusammen zustimmen, was tiefer betrachtet wesentlich abweicht; auf seinem Standpunkte mochte ihm indessen jene historische Deduction mit Recht als der kräftigste Beweis der Wahrheit dünken.

Eleutherius, röm. Bischof. 177 bis 192.

Schon unter Anicetus war, wie wir gesehen haben, die Frage über die statthafteste Zeitbestimmung der Osterfeier oder des Passah, in nähere Anregung gekommen, ohne daß jedoch bei der löblichen Duldsamkeit und Besonnenheit der kirchlichen Obern die christliche Eintracht darunter gelitten hatte. Wenn die abweichenden Ansichten auch keinen wesentlichen Punkt des Glaubens betrafen, so blieb ein festes durchgängiges Uebereinkommen in dieser Sache der öffentlichen Andacht doch immer ein natürlicher, gerechter, und wohlverstanden, auch ein heilsamer Wunsch. Bisher hatten die römischen Bischöfe noch keinen Schritt gewagt, der auch nur von fern auf die thatsächliche Behauptung eines Supremats hindeutete, wenn gleich mehrere früher erwähnte Umstände dazu beitrugen, wo nicht den Gedanken, doch die Ahnung eines solchen, in dem dunkeln, unentwickelten Bewußtseyn der damaligen Christen leise vorzubereiten. Die Anfragen, Gesuche und Mittheilungen, welche bei dieser oder jener Gelegenheit von einer und der andern Gemeine an die römische ergangen waren, und die ganz von selbst aus der Natur und dem Zusammenhange des religiösen Gesammtlebens flossen, begründeten freilich keine laut und förmlich eingestandene Abhängigkeit, aber sie spielten doch von fern darauf an. Die Gewohnheit, Bescheid zu geben und Bescheid zu suchen, hält sie sich auch anfänglich in den Grenzen einer freundschaftlichen Rücksprache, trägt sie sogar das Ansehen einer collegialischen Verbindung, führt nach und nach, wenn sie länger in einer und derselben Richtung fortbesteht, immer und überall auf der einen Seite

zur Erhebung, auf der andern zur Unterordnung.

Der römische Bischof Victor ist als ein hinkender Vorläufer, gleichsam als ein vorzeitiger Prophet der spätern hierarchischen Obmacht zu betrachten, denn er nahm zuerst jenen gebieterischen Ton an, der in der Periode der päpstlichen Dictatur alles Maß überstieg und sich zu einem vollständigen System ausbildete. Man hat das gewaltsame Einschreiten Victors lediglich aus dem Ungestüm seines ehrgeitzigen Charakters erklären wollen, hätte er indessen nicht Stützen zu finden gemeint, an die er sich lehnen könne, so wäre er gewiß nicht so herrisch aufgetreten, zumal in einer Angelegenheit, die bereits auf dem Wege des Friedens geschlichtet war. Victor, röm. Bischof. 192 bis 202.

Die asiatischen Christen genossen noch immer das Osterlamm, wie von jeher am 14ten Tage nach dem Märzneumonde, also gleichzeitig mit den Juden, deren Gebrauche sie darin aus alter Gewohnheit folgten. Sie hielten diesen Tag zugleich deshalb für den schicklichsten, weil Jesus an eben demselben das Gedächtnißmahl seines Todes eingesetzt habe. Die römischen Christen glaubten hingegen, man müsse den Genuß des Pascha bis auf den Auferstehungstag Christi verschieben, mit dem Ostern eigentlich anhebe, um das Fasten nicht zu unterbrechen, welches die vorhergehende Todestrauer auflege; sie feierten demnach Ostern an dem ersten Sonntage nach dem 14ten des Märzneumondes. Zwei Gründe sprachen für die Beibehaltung dieses religiösen Herkommens, einmal setzte es den Unterschied des christlichen und jüdischen Cultus in ein helleres

Licht, und half dadurch die falsche und schädliche Vorstellung beseitigen, als sey das Christenthum blos die leicht umgebildete Fortsetzung des Judenthums; und dann war die Auferstehung des Erlösers als äußeres Unterpfand seiner göttlichen Sendung und seines gewissen Sieges über alle Mächte der Finsterniß unstreitig vollkommen zu einem festlichen Lebensabschnitt geeignet. Daß Jesus das Passah nach jüdischer Sitte genossen hatte, konnte die Christen nicht zur Nachahmung seines Beispiels verpflichten, weil er dem Gedächtnißmahle seines Todes dadurch gelegentlich nur eine höhere Weihe ertheilen wollte; sind doch sämmtliche Feste, welche sich auf besondere Momente seiner Laufbahn beziehen, erst später angeordnet worden, ohne daß er darüber irgend eine Verfügung hinterlassen hat. Victor, der in Rom über die Zeitbestimmung der Osterfeier ein Concilium gehalten hatte, welches den bisherigen Gebrauch bestätigte, forderte Polykrates, den 65jährigen Bischof von Ephesus, und dann die übrigen kleinasiatischen Kirchen schriftlich auf, der römischen Sitte beizutreten, unter der übel angebrachten Drohung, mit ihnen, im Falle der Weigerung, die Kirchengemeinschaft aufzuheben; ein Zuchtmittel, durch welches man damals in gewöhnlichen Fällen der Verläugnung des wahren Glaubens und dem Festhalten grober Irrthümer zu wehren suchte.

Man darf dasselbe nicht mit dem Bann der spätern Zeit verwechseln; noch war der gesellige Verband zwischen den einzelnen Kirchen nicht bis zu einer strengen allverbindlichen Einheit angezogen; das gegenseitige Einverständniß und Zusammenhalten war theils die Wirkung eines tief-

liegenden Bedürfnisses, theils die Sache des freien Willens, theils der Ausdruck der geschichtlichen Entwickelung; die verhängte Ausschließung blieb mithin nothwendig beschränkt, und ließ sich gegen eine einzelne Gemeine oder mehrere, schwer mit dem gehörigen Nachdruck ausführen, da ein größerer Verein von Christen im Gefühl seiner selbstgenügsamen Stärke die theilweise Ausstoßung ohne Unruhe und Nachtheil ertragen selbe, umgekehrt erwiedern und dabei auf ein Bündniß mit gleichgesinnten Anhängern und Vertheidigern rechnen konnte. Den ersten Gebrauch von dem Rechte des Bannes machte bekanntlich der Apostel Paulus (I. Cor. V. 2—6): wenn ihm auch dabei die ähnliche jüdische Sitte vorschwebte, so wurde er doch durch die Erinnerung an dieselbe schwerlich zu diesem feierlichen Schritte bestimmt; die Ordnung der Dinge führte ihn auf dem einfachsten Wege darauf hin. Sobald eine kirchliche Gemeinschaft errichtet war, setzte sie auch gegenseitige Verbindlichkeiten und Rechte voraus; ja sie entstand eigentlich erst mit oder in ihnen; wer sich jenen nicht fügen wollte und dieser unwürdig machte, der hob für seine Person den geschlossenen oder ihm angesonnenen Vertrag thatsächlich auf. Die Uebereinstimmung in der Lehre war die Grundlage des letztern, indem sie die sämmtlichen Mitglieder zu einem gemeinschaftlichen Ganzen vereinigte; wer dieses Bindemittel durch unstatthafte, der religiösen Geselligkeit fremde und entgegengesetzte Meinungen löste, der trat dadurch im Sinne der geistigen Einheit aus ihr heraus, und im Grunde war der Bann zuvörderst nichts weiter als die öffentliche Erklärung eines solchen

Vorfalls. Die Strafe richtete sich nach dem Werthe, den der Ausgestoßene auf seine bisherige religiöse Genossenschaft legte, und auf das Gewicht welches ihr die öffentliche Meinung gab. Die Gemeinen setzten sich schon frühzeitig durch schriftliche Mittheilungen in Kenntniß, hinsichtlich der Ausgeschlossenen. Dahin gehören die Versicherungsschreiben oder Pässe (litterae formatae), durch welche Kirchen für Reisen oder andere Geschäfte einzelner Personen Empfehlungen unter einander ausstellten und sich über dieselben Gewähr leisteten. Die Bedeutung des Bannes hält überall mit der religiösen Bildung gleichen Schritt; er hängt mit relativen Begriffen zusammen, für die es kein bestimmtes Maß giebt. Das Aussprechen des Bannes richtete sich daher auch immer nach der individuellen Ueberzeugung der Person oder der Kirche, die ihn verhängte; man darf ihn daher nicht zu tief in das Gebiet der Sittlichkeit versetzen und über Strenge und Mäßigung zu leicht aburtheilen, da die religiöse Ueberzeugung in diesem Punkte die letzte Instanz ist.

Wie wenig Victor die Verhältnisse durchschaute, als er mit den Kleinasiatern so eilfertig wegen eines außerwesentlichen verjährten Gebrauchs brechen wollte, zeigt der Erfolg seines Verfahrens. Polykrates antwortete, er sey Sohn und Enkel von Bischöfen und zähle in seiner Familie sieben andere Bischöfe. Er folge dem Beispiel der Apostel Philippus und Johannes, der Bischöfe und Märtyrer Polykarpus, Naseas und Sagaris, der Zustimmung und dem Beschlusse vieler zusammenberufenen Bischöfe Asiens, könne demnach bei so triftigen Beweggründen von der

bisher üblichen Osterfeier nicht abgehen; die angedrohte Auflösung der Kirchengemeinschaft schrecke endlich weder ihn selbst noch die Genossen seiner Ueberzeugung, denn man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen. Victor sah jetzt ein, was er früher hätte bedenken sollen, daß er zu schwach war, um seine Willensmeinung eigenmächtig durchzusetzen; er forderte deshalb die nichtasiatischen Bischöfe schriftlich auf, seinem Beispiele nachzukommen und mit jenen widerspenstigen Parteiführern außer Verbindung zu treten. Sein Ansinnen fand nirgends Gehör; er mußte es sogar erleben, daß man ihn einen Störer des Friedens nannte, wie uns Eusebius ausdrücklich berichtet. Selbst Irenäus, der mit ganzer Seele an der römischen Kirche hing, rieth Victor Mäßigung an und mißbilligte seine vorgreifende Heftigkeit; im Grunde der Sache war er übrigens mit ihm einverstanden, die Verschiedenheit einer gottesdienstlichen Gewohnheit schien ihm jedoch die Trennung zwischen den asiatischen Gemeinen und der römischen keineswegs zu rechtfertigen. Da Irenäus auf die Bischöfe und Kirchen des Abendlandes einen bedeutenden Einfluß ausübte und die Kleinasiaten in ihrem Widerstande fortfuhren; so sah sich Victor gezwungen, dem Drange der Umstände nachzugeben, und die Sache beim Alten zu lassen. Der Streitpunkt über die rechte Zeit der Osterfeiertage wurde erst 325 auf dem nicäischen Concilium für immer erledigt.

Für die Entstehungsgeschichte des römischen Supremats ist dieser Gegensatz der Sitte und Denkart von augenfälliger Wichtigkeit. Mehrere protestantische Schriftsteller machen sich eine Lieblings-

angelegenheit daraus, die ersten Spuren des päpstlichen Uebergewichts wo nicht offen abzuläugnen, doch zu übergehn und zu verdunkeln; ein ganz unhistorisches und verkehrtes Beginnen, das nicht einmal zu den Fechterkünsten einer geschickten Polemik gezählt werden kann. Da das System der päpstlichen Obergewalt auf dem Wege einer allmähligen Entwickelung seine Vollendung erhalten hat; so ist nicht das Mindeste damit gewonnen, wenn man den Anfangspunkt desselben unnatürlich zu verrücken sucht, mag man es auch blos als eine aufsteigende Reihe von Usurpationen ansehen; selbst in dem letztern Falle ist es der Sache der Wahrheit um vieles zuträglicher, mit gewissenhafter Aufmerksamkeit die stillen Andeutungen, gleichsam das mimische Vorspiel jener kirchlichen Präpotenz ins Auge zu fassen, als das feinere Gewebe derselben willkürlich zu zerreißen, und blos die dicksten Fäden herauszukehren. Der römischen Kirche war um diese Zeit schon ein unläugbarer Vorrang in der öffentlichen Meinung eingeräumt worden; über die Ansprüche auf diese Auszeichnung denke Jeder, wie er will oder muß, das historische Ergebniß bleibt deswegen dasselbe.

Der Bischofssitz von Alexandrien nahm die zweite, und der von Antiochien die dritte Stelle ein. Daß die politische Wichtigkeit jener Städte einen großen und dauerhaften Einfluß auf das Ansehn ihrer Kirchen hatte, liegt am Tage; wie hätte sonst die Kirche von Jerusalem, die in mehrfacher Hinsicht als die Wiege des Christenthums zu betrachten ist, so auffallend in den Hintergrund treten können? Die öffentliche Meinung entschied über die Stufenfolge der Vorzüglichkeit; nach dem

Grunde derselben wurde wenig oder gar nicht gefragt, wie dies überall der Fall ist, wo eine verjährte Autorität vorherrscht, besonders in Angelegenheiten des Glaubens; die Macht der heilig gehaltenen Ueberlieferung leistete Ersatz für die Forderungen einer vernunftmäßigen Erkenntniß.

In wie weit Victor einer deutlichen oder unklaren Ueberzeugung Raum gab, als er die asiatischen Kirchen von der Gemeinschaft mit der römischen ausschließen wollte; ob er sich dabei ganz oder hauptsächlich oder gar nicht auf das Primat des Apostels Petrus stützte; wie viel auch bei ihm auf Rechnung jener Herrschsucht zu setzen ist, von der seine Nachfolger so gefährliche und weltkundige Beispiele gegeben haben; diese und andere psychologische Fragen lassen sich unmöglich mit vollkommener Gewißheit entscheiden; man darf jedoch mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß er lebhaft von dem Rechte durchdrungen war, welches er mit einem bisher unerhörten Nachdruck in Anspruch nahm.

Im Grunde that er nichts weiter, als was jeder Kirche gegen die andere frei stand; er hob eine Gemeinschaft auf, die ihm die Reinheit der römischen Lehre zu gefährden schien; auf ähnliche Weise verfuhr noch im vierten Jahrhundert der Bischof Epiphanius gegen den Bischof Johann von Jerusalem. Um den Verdacht des Eigensinns zu vermeiden, scheint es zweckdienlich über die angeregten Punkte die Erklärung eines unbestochenen Protestanten wörtlich zu vernehmen *). „Auch in der Seele der römischen Bischöfe dieses Zeitalters hatte sich das

*) Planck's Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschaftsverfassung, Thl. I. S. 117.

eigentliche Papst=Ideal noch nicht entfaltet; denn mochten sie auch immer in der Stille sich jetzt schon als die ersten Bischöfe der Kirche betrachten, denen alle andern den Vorrang oder den ersten Platz zugestehen müßten, so war es ihnen doch wenigstens gewiß noch nicht klar geworden, daß ihnen deswegen eine Art von Obergewalt und von wahrer Gerichtsbarkeit über alle Andre zustehen könnte. Höchstens die Vorstellung hatte sich bei ihnen ausgebildet, daß sich alle Kirchen nach dem Glauben der ihrigen richten, alle nur das für ächte christliche Lehre erkennen dürften, was in Rom und nur von ihnen dafür erkannt wurde. Doch damit maßten sie sich noch kein eigentliches Entscheidungsrecht in Glaubenssachen, — wenigstens sprachen sie sich es nicht als eignes Vorrecht ihres Stuhles an, denn sie verlangten noch gar nicht, daß man ihre Entscheidungen und Aussprüche in solchen Sachen schon um ihretwillen, oder weil sie von ihnen kämen, als Richtschnur zu beachten habe, sondern weil man voraussetzen müsse, daß sich die Ueberlieferung der christlichen, apostolischen Lehre bei dem Stuhle des ersten Apostels, folglich in der römischen Kirche in der größten Reinigkeit erhalten habe. Dies war es wenigstens allein, was der römische Bischof Victor in dem Streite ansprach, den er mit den asiatischen Bischöfen über die Feier des Osterfestes führte. Wenn er sich dabei durch seine Hitze so weit hinreißen ließ, daß er die asiatischen Bischöfe in den Bann that, so dachte er doch schwerlich daran, daß er damit eine Handlung der Gerichtsbarkeit ausübe, sondern er kündigte ihnen blos die Glaubens= und Kirchengemeinschaft auf, wozu sich jede Kirche und

jeder Bischof in Ansehung jeder andern und jedes andern nicht nur befugt sondern sogar verpflichtet hielt, sobald er überzeugt war, daß bei ihnen eine Abweichung von der reinen Lehre statt finde."

Die unbedingten Vertheidiger der päpstlichen Allgewalt mögen bei dieser Gelegenheit zusehen, wie sie sich mit Victor abfinden; treten sie ihm bei, so bekommen sie einen harten Stand mit Anicetus, der das entgegengesetzte Verfahren beobachtete, und geben sie dem Letztern Recht, so zerfallen sie darüber unausweichlich mit Victor; sie müßten denn, wie bedrängte Politiker zu thun pflegen, um die Giltigkeit der Grundsätze zu retten, den geschehenen Mißgriff der Gewalt der Umstände aufbürden, und annehmen, daß beide Bischöfe sich der Letztern wider ihre bessere Ueberzeugung gefügt haben. Das Accomodationssystem hat indessen auch seine großen Schwierigkeiten, wie das Schicksal der neuern protestantischen Theologie sattsam beweist; es löst Knoten, knüpft aber dafür wieder andere, so daß Gewinn und Verlust sich so ziemlich das Gleichgewicht halten. Den Katholiken steht hierbei die Ausflucht offen, daß sie sagen können, die Abweichung des Verhaltens betreffe keinen Punkt der Lehre, sondern der Kirchenordnung, und aus Liebe zur Ordnung dürfe der römische Bischof hier und da nachgeben, in der Voraussetzung, daß die streitige Sache künftig ihre Erledigung finde, wie es denn auch mit der in Rede stehenden Osterfeier geschehen ist.

Das Dogma der päpstlichen Untrüglichkeit war damals noch himmelweit vom seinem Ursprunge entfernt, geschweige mit dem Ansehn der Gewißheit hingestellt; es konnte erst dann in Gang

kommen, als die bestimmtere Organisation der römischen Kirche dessen Aufnahme und Ausbildung befahl; es ist überhaupt mehr eine Folgerung aus andern Glaubenssätzen, denen es zur Bekräftigung dienen soll, als eine Lehre, die unmittelbar auf sich selbst ruht. Hebt man dessen innere zeitgemäße Verbindung mit dem Zustande der Kirche auf, betrachtet man es für sich selbst in völliger Ungebundenheit, so fließt die behauptete Untrüglichkeit mit den Begriffen der Allwissenheit zusammen, und führt insofern auf versteckte Weise zur Gotteslästerung. — Die Untrüglichkeit der römischen Kirche kann daher nach dem Systeme derselben, wenn etwas Denkbares bei dem Ausdrucke zurück bleiben soll, nur den Beistand des göttlichen Geistes bezeichnen, unter dessen Leitung sie steht, und dessen fortdauernde Einwirkung sie vor verderblichen Irrthümern und Richtungen bewahrt. Wird mithin dem Papste Untrüglichkeit zugesprochen, so muß er auch, sollte man meinen, als das höchste Organ der Kirche und im Einverständniß mit ihr gehandelt haben; er stellt dann blos die vereinigte Weisheit und Kraft derselben vor, ohne daß er darum in andern reinpersönlichen Dingen vor Fehlgriffen gesichert ist. Wollte die römische Kirche eingestehen, daß sie in ihrer giltigen Gesammtheit irrthumsfähig sey, so müßte sie in Folge dieses Bekenntnisses freiwillig auf die vollkommene Unterwerfung der Gläubigen verzichten, und die Freiheit abweichender Meinungen verstatten, was sie dagegen nicht thut und nicht thun kann, eingedenk des Wahlspruchs: extra ecclessiam non datur salus.

Es ziemt dem Geschichtschreiber nicht, der das

Ziel kennt, was er zu verfolgen hat, in dieser Sache Partei zu nehmen; es liegt ihm aber ob, die leitenden Ideen darzustellen, welche die Richtung der katholischen Kirche bestimmt haben und noch immer bestimmen. Da Ursprung und Fortschritt der Hierarchie einzig und allein auf der Macht der religiösen Meinung beruht und lediglich aus dieser begriffen werden kann; so muß dieselbe durchgehends als Schlüssel der Ereignisse berücksichtigt werden, ohne dabei dem Urtheile des scharfsichtigen Lesers vorzugreifen. Die Geschichte soll keine Proselyten machen, und sie wird es nie thun, wenn sie in den Grenzen einer gesetzmäßigen Neutralität bleibt, mischt sie sich selbst unberufen in den Kampf, so sinkt sie in der Hitze der Theilnahme unausbleiblich zur Befangenheit herab.

Montanus, Bischof einer Gemeine in einer phrygischen Stadt, wahrscheinlich Pepuza, legte nicht sowohl durch abweichende Meinungen vom katholischen Lehrbegriff, als durch seine schwärmerische Ueberspannung in verschiedenen Punkten der Sittenlehre und Kirchenzucht den Grund zu einer Partei, die von ihm den Namen der Montanisten erhielt. Die Grundzüge seiner seltsamen Natur waren finstre Schwermuth, geistlicher Stolz, und abergläubische Verstandesschwäche. Man erkennt darin, so wie in dem Geiste seiner Lehren, den Einfluß der phrygischen Volksthümlichkeit, die sich schon vor Montan in seinem Landsmanne Papias, Bischof von Hieraopolis, von mehreren Seiten kund gab. Die alten Phrygier huldigten im Dienste der Naturreligion einer wilden, taumelhaften Schwärmerei, die an korybantische Ueberspannung grenzte; sie glaubten an Magie und Ent-

zuckungen; diese ausschweifende Sinnesart blieb auch ihren spätern Nachkömmlingen als Erbtheil; die frühern Ekstasen der Priester der Cybele und des Bacchus kamen jetzt in denselben Gegenden wieder zum Vorschein, nur in einer andern, äußerlich verschiedenen Gestalt. Die damalige Zeit war reich an Ausgeburten einer irrgehenden Vernunft und Phantasie, in dem träumerischen Kopfe Montan's flossen sie zu einer gewissen gleichartigen Masse zusammen und nahmen ein Ansehen von übereinstimmender Haltung an.

Eine von den ausschweifendsten Vorstellungen jener Tage gab sich in dem sogenannten Chiliasmus kund, der schon früher mehrfache Wurzeln geschlagen hatte. Man versteht darunter die Meinung von einem tausendjährigen Reiche, oder den Glauben an die Wiederkehr Christi zur Stiftung desselben, das nach einem Zeitraum von 6000 Jahren seit Erschaffung der Welt und nach der Besiegung des Antichristes anbrechen sollte, und dessen Herrlichkeit von der freudetrunkenen Hoffnung gröber oder feiner, aber doch immer höchst glänzend ausgeschmückt wurde, wie es die eigenthümliche Sinnesart der schwelgenden Fanatiker mit sich brachte. Tausend Jahre, so sagten die Chiliasten mit Beziehung auf eine bekannte Bibelstelle, sind vor dem Herrn wie ein Tag; nun hat er in sechs Tagen die Welt geschaffen, und am siebenten geruht; so wird auch, wenn 6000 Jahre nach der Schöpfung verflossen sind, ein 1000jähriges Freudenreich in Gestalt eines Sabbath für die treu erfundenen Anhänger Christi anbrechen. Mehrere sonst ehrenwerthe Kirchenlehrer neigten sich auf diese Seite, und vergeistigten

sich dieselbe mehr oder weniger durch höhere leitende Begriffe. Auch Montan war von diesem Rausche angesteckt; es scheint aber, daß er zu ungeduldig war, um lange auf den Kelch der himmlischen Lust zu warten, er mochte es für rathsamer halten, ihn unmittelbar mit höchst eigenen Händen zu füllen und auf seine eigne Gesundheit auszutrinken.

Der Hauptgedanke, durch welchen sich Montanus von der herrschenden Kirche unterschied, war die Vorstellung von der Vervollkommnungsfähigkeit (Perfektiblität) des Christenthums; eine Meinung, die auch später unter mehrfachen Gestalten zum Durchbruch, und am meisten zu unsrer Zeit, wenn auch von einer ganz andern Seite, wieder in Schwung gekommen ist *). Montanus erkannte in der göttlichen Erziehung des Menschengeschlechts drei Perioden, 1) die Periode des alten Testaments, Zeitalter der Kindheit; 2) die Periode des neuen Testaments, Jünglingsalter;

*) So haben zu ihrer Zeit Krug's Briefe über die Perfektibilität der christlichen Religion nicht wenig Anfmerksamkeit erregt. Müllner macht in einer Beurtheilung des Urceus von demselben Verfasser einige treffende Bemerkungen über die Idee der Perfektiblität in Beziehung auf den Offenbarungsglauben. Das Beste über diesen Gegenstand hatte schon früher Lessing in seiner unvergleichlichen, inhaltschweren Schrift über die Erziehung des Menschengeschlechts vorweg genommen; Schleiermacher ist als dessen würdigster Nachfolger in seiner evangelischen Glaubenslehre auf dem Wege Lessing's fortgegangen. Teller und Tieftrunk haben in einem ähnlichen Sinne ihre Kräfte versucht.

in welcher Christus und seine Apostel für die Bedürfnisse der Zeit thaten, was sie konnten; 3) die Periode, männliches Christenthum, Religion der Vollkommenen, die mit **Montanus** anhebt, der sich selbst als den von Christus verheißenen Paraklet bezeichnet. **Luther** hat Paraklet durch **Tröster** übersetzt; der Ausdruck scheint nicht ganz erschöpfend zu seyn, es ist darunter wohl die gesammte Hilfskraft zu verstehen, die Christus den Seinigen unter dem Namen des heiligen oder göttlichen Geistes ankündigte. Als Paraklet, d. h. als vollkommner Reiniger der christlichen Offenbarung, konnte **Montan** nicht umhin, wenn er folgerichtig verfahren wollte, unmittelbare Wunderwirkungen des göttlichen Geistes auf sein Gemüth im Tone der Gewißheit von sich auszusagen; sie leisteten nach seinem Wahnglauben die sicherste Gewähr über die außerordentliche Sendung, die er unmittelbar von Gott empfangen haben wollte. Weissagungen und Visionen waren demnach ein Vorrecht, das sich dieser großsprecherische Enthusiast in einem ganz besondern Maße beilegte; eine geringere Dosis des wunderthätigen Arcanums schrieben sich auch seine Anhänger zu, namentlich ein gewisser Theodotus und zwei Frauenzimmer, Priscilla und Maximilla. In dieser Hinsicht nahm der Montanismus auch eine eigenthümliche, dogmatische Richtung. Im Allgemeinen beschränkte er die angebliche Perfektibilität hauptsächlich auf eine strengere Sittenlehre; Rigorismus der Disciplin war sein Hauptkennzeichen. Auch hier treten wieder die beiden entgegengesetzten religiösen Stimmungen hervor, die sich später so oft unter andern Namen und Beziehungen be-

kämpft haben und tief in der menschlichen Natur liegen. Die meisten Gnostiker zogen das Christenthum zu gewaltsam in den Kreis der Spekulation und machten daraus mehr eine Angelegenheit des grübelnden Verstandes als der frommen Gesinnung; Montanus verirrte sich umgekehrt voll Einseitigkeit in praktische Uebertreibungen, die unmöglich ausbleiben konnten, weil er die Ansprüche des Denkvermögens unverhältnißmäßig zurücksetzte. Sein religiöser Instinkt mochte an und für sich nicht ganz verwerflich seyn, wenn man ihn mit der kalten, herztödtenden Vernünftelei der sogenannten vornehmen Weisen vergleicht; aber er vermischte die himmlischen Flammen mit irdischen Schlacken, und scheiterte so ebenfalls an einem bedauernswürdigen Extrem. In der eingebildeten Eigenschaft eines neuen, vervollständigenden Gesetzgebers, dem die bisherige Tugendübung ein gebrechliches und gemeines Stückwerk schien, drang er mit dem größten Nachdruck auf unnachgiebige Strenge gegen die Verläugner des Glaubens, überhaupt auf die größtmögliche Schärfe der äußern Zucht, auf schimmernde Auszeichnung vor dem großen Haufen durch Fasten, Verachtung weltlicher Lebensart, Wissenschaft und Vergnügungen, ängstliche Vermeidung der fernsten Gemeinschaft mit Götzendienst, Enthaltung von der zweiten Ehe und m. dgl. *). Die herrschende Kirche wußte

---

*) Tertullian, der Hauptvertheidiger der Montanisten, giebt nicht undeutlich zu verstehen, daß sie von dem Vorwurf des geistlichen Hochmuthes nicht frei zu sprechen seyen.

eigentlich nicht genau wie sie mit den Montanisten dran war; das zeigt unter andern auch Victors anfängliche Annäherung an dieselben; es war zweifelhaft, ob man sie unter die Schismatiker, Häretiker oder Rechtgläubige zählen solle, welche letztere sie in gewissen Aeußerlichkeiten noch zu überbieten suchten. In Kleinasien sprachen um die Mitte des zweiten Jahrhunderts mehrere Synoden gegen das arge Unwesen; die unnatürliche Strenge der Montanisten in ihrer Lebensweise, wie in ihren Strafmitteln und der mildere Geist der rechtgläubigen Kirche setzte ihnen mit der Zeit immer engere Schranken; doch starben sie selbst und ihre Grundsätze so bald nicht aus.

Man darf es nicht vergessen, daß in der sogenannten Kindheit des Christenthums, die gar oft durch übertriebene Vorstellungen zu einem Stande wundersamer Reinheit ausgeschmückt worden ist, von allem Anfange schon mancher Keim zu spätern Auswüchsen lag; das eitle Verlangen, den Heiden gegenüber, eine recht triumphirende Vollkommenheit zur Schau zu stellen, verführte zunächst auf jenen Abweg, den nicht selten auch die falsche Demuth betrat. Die Montanisten mögen sich mit besonderer Lebhaftigkeit in den Streit wegen der Osterfeier gemischt haben; denn ihnen mußte natürlich bei ihrer ausschweifenden Vorliebe für prunkende Correktheit der sichtbaren Andacht das pünktliche Begehen jenes Festes eine besondere Gewissensangelegenheit seyn.

Der Bischof Victor neigte sich anfänglich auffallend zu den Montanisten hinüber; es heißt, er sey durch falsche Berichte irregeführt worden. Bedenkt man aber, daß in den Vorstellungen der

Montanisten schon merkliche Spuren des spätern Mönchsgeistes vorkommen, die vielleicht auch Victor Achtung einflößten; trifft die Vermuthung zu, daß er überhaupt ein Freund strengen Glaubenseifers war, und die Form dem Wesen, wo nicht nach, doch ziemlich gleich setzte; so wird es zweifelhaft, ob er die Montanisten blos deswegen Theil an der römischen Kirchengemeinschaft nehmen ließ, weil die andern Bischöfe, von denen sie ausgeschlossen worden, bei ihm Hilfe gegen dieselbe suchten. Die geistliche Herrschsucht erklärt viel, aber nicht alles; sie wirft sich häufig unbewußt in das Gewand einer höhern Rechtgläubigkeit, und wenn sie dadurch auch nicht besser wird; so erhält sie doch auf diese Weise einen Anflug von täuschender Selbstüberzeugung, den ein psychologischer Beobachter nicht übersehen darf. Es dauerte nicht lange, so stand Victor, jetzt besser unterrichtet, davon ab, die Montanisten zu begünstigen, wie er früher gethan hatte.

Praxeas, der aus dem eigentlichen Vaterlande und Hauptsitze des Montanismus nach Rom gekommen war, klärte den Bischof Victor über die Beschaffenheit des schwärmerischen Unwesens, das derselbe aus Unkunde in Schutz nahm, näher und mit Erfolg auf; und er führte ihm insbesondere zu Gemüthe, daß er sich dadurch mit dem Verhalten seiner Vorfahren in einen geraden Widerspruch versetze.

Victor gab nun die Sache der Montanisten unbedenklich auf, und erklärte dadurch stillschweigend seine frühern Schritte zu ihrem Vortheile für ungiltig. Eben dieser Praxeas, der durch seine Warnungen vor den Montanisten der Kirche

einen wichtigen Dienst geleistet hatte, gerieth später auf grobe Abwege von dem Pfade des Glaubens, indem er den Unterschied der Personen in der Gottheit läugnete und zwar dergestalt, daß er meinte, Gott habe selbst in Christo gelitten; seine Anhänger erhielten daher den Namen der Patripassianer. Es scheint also, wenn Tertullian, sein persönlich erbitterter Gegner Recht hat, daß er in Christus die ganze ungetheilte Fülle der Gottheit setzte und selbe nicht auch zugleich außer ihm anerkannte. So wäre er denn nicht weit von der spätern Vorstellung des Sabellius entfernt gewesen, der die drei Personen der Gottheit als drei Wirkungsweisen eines und desselben Grundwesens betrachtete.

Es ist etwas bedenklich, daß sich die Nachricht von der veränderten Sinnesweise des Victor hauptsächlich auf das Zeugniß des Tertullian gründet, der, da er aus der katholischen Kirche zu den Montanisten übertrat, wie sogleich erzählt werden soll, in seiner eigenen Sache schwerlich ein ganz freies Urtheil hatte. Wie dem auch sey, so hat Victor offen und thatsächlich bewiesen, daß er sich irren könne, weil er seinen Irrthum als solchen zurücknahm. Es ist gar nichts Neues, sagt der Cardinal Baronius, und man muß sich gar nicht darüber wundern, daß ein Papst von Betrügern hintergangen worden ist. Diese Einrede zeigt deutlich, daß die Vertheidiger der päpstlichen Untrüglichkeit, wenn sie sich selbst verstehen, selbe nicht in einem unbedingten Sinne nehmen: wie könnten und dürften sie sonst Victor's Irrthum unumwunden einräumen? Denn ist derjenige schlechthin untrüglich zu nennen, der fal-

sche Aussagen nicht von wahren zu unterscheiden weiß? Die unbedingte Untrüglichkeit sollte bei einer solchen Gelegenheit am ersten und meisten in ihrem magischen Glanze erscheinen. Tertullian erzählt, daß Victor sich deshalb wieder von den Montanisten abgewendet habe, weil man ihm zu Gemüthe führte, daß er durch Billigung ihrer Grundsätze in Widerstreit mit seinen Vorfahren gerathe, die jene Secte als irrgläubig bezeichnet hätten; in Erwägung dieses Umstandes sey er bewogen worden, das zu ihren Gunsten bereits abgefaßte Schreiben zu widerrufen. War dies wirklich der Fall, so liegt am Tage, daß Victor bei der Aenderung seiner Denkart dem Gedanken an die unverbrüchliche Einheit der Kirche nachgab; er entschied also nicht für sich, sondern im Geiste der Körperschaft, deren Haupt er vorstellte; und so dient dieser Umstand zu einem Beleg für die ausgesprochene Meinung, daß die Untrüglichkeit des Papstes nach der Ansicht eifriger Katholiken blos ein Ausfluß der Untrüglichkeit ist, welche sie ihrer Kirche beilegen. Wenn aber in der Kirche Spaltung eintritt, und zwar unter gleichzeitigen Gegenpäpsten, von denen einer den andern mit dem Bann belegt: wie steht es dann mit der Untrüglichkeit und an welchen Merkmalen wird das rechtmäßige, ächtbeglaubigte Oberhaupt der katholischen Christenheit erkannt? Davon später ein Mehreres; hier genügt es, die Schwierigkeit einer sichern Entscheidung im Voraus anzudeuten.

Ende des ersten Bändchens.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Philippi, Karl Ferdinand,

Geschichte des Papstthums

Bd.: Bdch. 1

Dresden (1828)

Bamberg, Staatsbibliothek -- H.p.o.133-a(24,1#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11690461-3